

36887

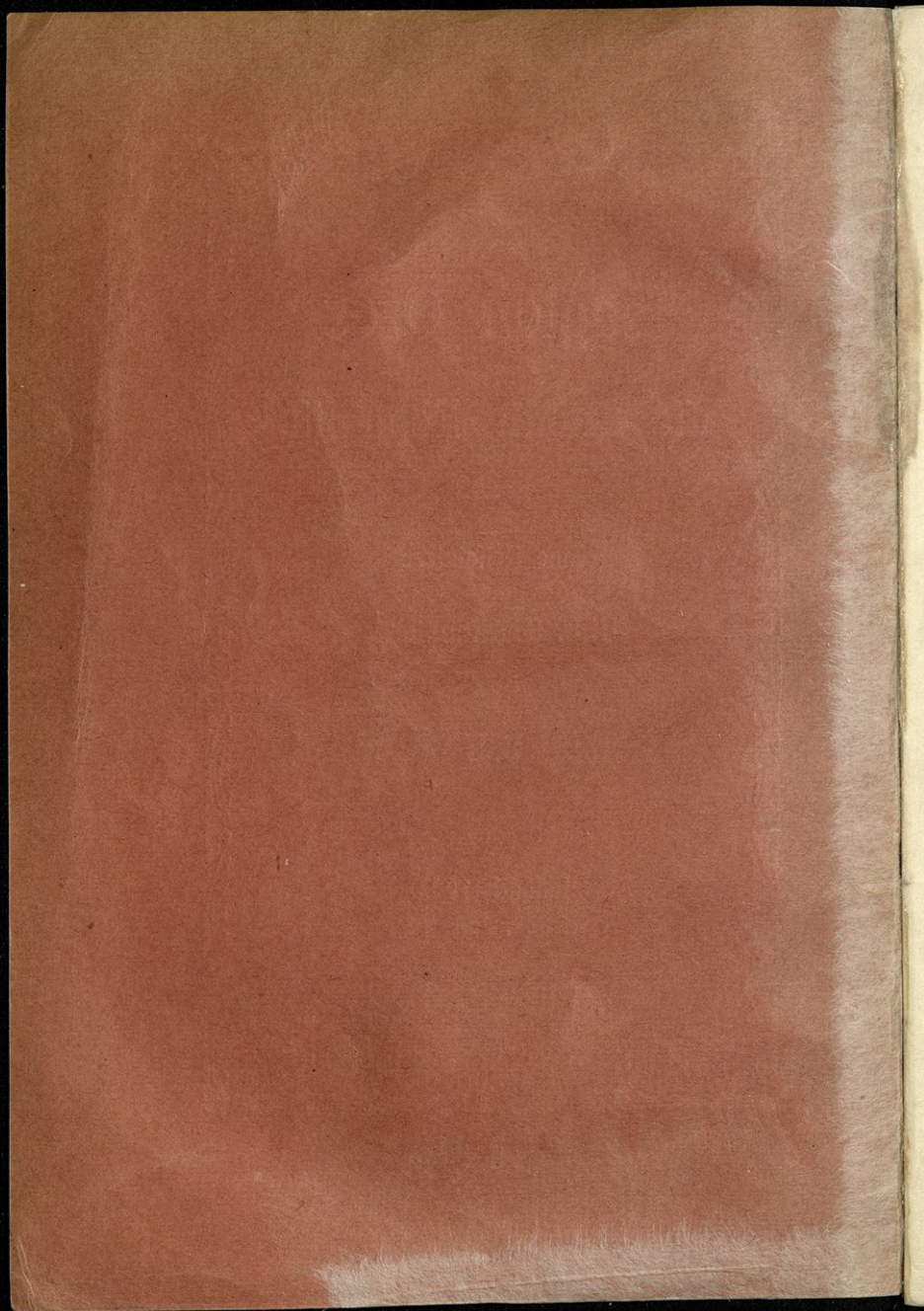
8° br.

Sagion Oros
die Mönchs-Republik.

1
Eine Reiselizze
von
H. v. Gutmansthal.

2
Laiibach 1903.

Buchdruckerei von Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.



Hagion Dros die Mönchs - Republik.

ooo

Eine Reiseskizze

von

H. v. Gutmansthal.



Laibach 1903.

Buchdruckerei von Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.



1N=03000 4572

Dienstag, den 4. Juni, sollte das Schiff der türkischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft Matfussé um 4 Uhr nach dem Berge Athos (griechisch Hagion Oros) abdampfen, so war es in der Agentur angeschlagen. Das Schiff hieß „Kaplan“, d. h. auf türkisch Tiger. Ich erwähne dies, um jedermann auf alle Zeiten zu warnen, jemals dieses Schiff oder ein anderes dieser Gesellschaft zu benützen.

Ich hatte zwar schon von der türkischen Schlaperei und Nonchalance viel gehört und selbst erfahren, aber da ich in Salonich nichts zu tun hatte und es mich sehr nach Hagion Oros drängte, so glaubte ich beinahe, näher dem Ziele meiner Reise zu sein, wenn ich mich auf das Schiff begeben, welches mich dorthin bringen sollte. Um halb 3 Uhr machte ich mich also auf den Weg, begleitet von meinem Dragoman und einem Konsulatskawaffen. Es ist jedoch nicht so leicht, das türkische Festland zu verlassen. Trotz Kawaffen, Teskeré &c. mußten wir lange am sonnigen Meeresufer warten, bis man uns fortließ. Endlich nach 3 Uhr auf das Schiff angelangt, sahen wir, daß es mit der Abfahrt noch gute Wege hatte. Das Schiff selbst, ein alter, ehemals englischer Passagierdampfer, nunmehr aber

in einem unglaublich verwahrlosten Zustande, war ganz umgeben von Maonen (großen Barken), schwer beladen mit Tausenden und Tausenden von Petroleumkisten und allen möglichen anderen Waren, welche alle noch verladen werden mußten. Da hieß es also Geduld haben. Ich setzte mich auf die Kommandobrücke, wo der «imbatto» gerade angenehm wehte, nahm ein Buch zur Hand und . . . wartete. Doch als drei Stunden verstrichen waren, die riesigen Warenladungen der Maonen sich nicht zu vermindern schienen und immer noch weitere Maonen hinzukamen, wurde es mir doch zu arg, und ich begann ungeduldig zu werden, aber meine Ungeduld prallte ab an der türkischen Ruhe und Apathie.

Wie langsam und ungeschickt die Waren verladen wurden, ist nicht zu beschreiben, die vier Krane alten Systems, verrostet und verwahrlost, wie alles auf diesem Schiffe, funktionierten höchst mangelhaft und versagten oft ganz ihren Dienst. Die Sonne ging bereits unter und noch immer schienen die Warenberge in den Maonen nicht kleiner zu werden. Welche phantastische, alpdrückende Gestalt solche Tausende von Petroleumkisten annehmen können, versteht man gar nicht, wenn man in Ländern wohnt, wo die Schiffe zur festgesetzten Stunde abfahren und die Arbeit flink und pünktlich vor sich geht. Und was mich über alles in Wut versetzte, war die Gleichgültigkeit und scheinbare Teilnahmslosigkeit der übrigen Passagiere.

Allerdings war ihnen das Warten nicht angenehm und die unabsehbare Verspätung der Abreise höchst unwillkommen, aber keinem fiel es ein, heftig zu werden und aufzubegehren, wie ich es tat, es war eben „Kismeth“ und wurde mit Stoizismus getragen. Besonders aufgebracht war ich über meinen Dragoman, einen Österreicher, weil er nicht in meine Wutausbrüche einstimmte, aber er war eben auch schon durch langjähriges Leben im Oriente vom allgemeinen «Kef» angesteckt.

Gegen halb 9 Uhr kam der Agent der Dampfschiff-fahrts-Gesellschaft zu mir und erklärte, man könne mit dem Verladen nicht fertig werden und würde erst am nächsten Morgen gegen halb 10 Uhr abfahren, und dabei blieb es. Auf meine heftigen Bemerkungen über die sinnlose Art der Verladung der Waren, zuckte er nur mit den Achseln, als ob das nicht seine Sache sei.

Und nun, was tun! Nach Salonich zurückkehren, wo ich nichts zu tun hatte, mich dem Spotte meiner Bekannten aus dem Konsularcorps aussetzen, die es im Grunde ihres Herzens gewiß recht lächerlich fanden, daß ich mich soweit bemühte und so vielen Unbequemlichkeiten aussetzte, nur um einige alte, von Waldungen umgebene Klöster zu besuchen; alle Schwierigkeiten mit den Zoll- und Polizeibehörden noch zweimal durchmachen und diesmal noch ohne Kawassen mein ganzes Gepäck ans Land und den nächsten Morgen wieder aufs Schiff schaffen, die damit verbundenen Auslagen

und last but not least: noch einmal die Couplets und Chançonnetten im Restaurantgarten des Hotels Colombo anhören, die ich bereits auswendig kannte! Alles dies war mir zuviel des Guten, und ich beschloß, auf dem Schiffe zu übernachten. Vielleicht spielte auch dabei die recht törichte Hoffnung mit, daß, wenn alles verladen sein werde, das Schiff doch vielleicht früher abfahren würde.

Obwohl das Schiff mit Passagieren recht schwach besetzt war, konnte ich es nicht erreichen, eine Kabine für mich allein zu haben. Außer meinem Dragoman, der auch in meine Kabine einquartiert wurde, diente der eine Divan in derselben auch den Dienern der I. Klasse des Schiffes als Schlafstätte, welche auch abwechselnd darauf den beneidenswerten Schlaf des geborenen, kein Ungeziefer mehr fürchtenden Schmutzfinks schliefen.

In allen Kabinen des Schiffes herrschte eine drückende Hitze und war keine Möglichkeit vorhanden, außer zwei kleinen Lufen, die zur Erneuerung der Luft ganz ungenügend waren, irgend etwas zu öffnen. Ich hatte seit Mittag nichts gegessen und Proviant mitgenommen; darunter befanden sich harte Eier in einem Papiersack, wie ich dieselben aber aus meiner Kabine holte, fand ich, daß Mäuse den Sack durchgenagt und eines der Eier ganz aufgefressen hatten. Ebenso hatten sie in einen Laib Brot ein großes Loch hineingefressen.

Wir nachtmalten frugal mit dem, was die Mäuse uns übrig gelassen hatten, und nun trat die Frage des Schlafengehens an mich heran.

In meiner Kabine wollte ich nicht verweilen, da jedesmal, wenn man mit dem Lichte hineintrat, alles darin von Mäusen lebendig wurde, auch ekelte mich die Nachbarschaft des den Dienern geweihten Divans.

Am liebsten hätte ich mir auf der Kommando-
brücke ein Lager, so gut es ging, hergerichtet, denn unten war die Schwüle geradezu unerträglich. Dies verwehrte mir jedoch ein freundlicher alter türkischer Militärarzt, der ganz passabel französisch sprach und mit seinem Harem nach Konstantinopel fuhr — er meinte, ich könne mich erkälten und Fieber bekommen; so entschloß ich mich denn, auf einem der Divans des «Salons» zu übernachten. Mein Dragoman folgte meinem Beispiele; außerdem schiefen noch im Salon der türkische Arzt und ein griechisches Mädchen, das mit rührender Hingebung seine arme, scheinbar todkranke Mutter pflegte. Man stelle sich nun vor, draußen das beständige Rasseln der Ketten der Krane, die immer weiter arbeiteten, im Salon das Quitschen der Ratten und Mäuse und das Wimmern der armen alten kranken Frau, die unter der immer ärger werdenden Schwüle furchtbar litt; dies alles war nicht zum Schlafen einladend.

Der Salon selbst erzählte von vergangener Pracht, alles mit grünem Wollsammt tapeziert, auf allen Seiten

Spiegel, Vergoldungen, Palisander- und Mahagoniholz, aber in welchem Zustande. Unbeschreiblich! Und von dem Schmutz macht sich nur derjenige eine Idee, der im Orient gereist ist. Trotzdem legte ich mich nieder, nachdem ich meinen Divan mit einem Plaid bedeckt und reichlich mit Insektenpulver bestreut hatte, aber vergeblich, denn nach kurzer Zeit begannen die Wanzen ihre Arbeit. Wenn es zu arg wurde, mußte ich aufspringen und einen Vernichtungskrieg unternehmen, aber ich sah mich wie die Engländer in Südafrika, immer neuen Feinden gegenüber. Schließlich übermannte mich aber doch die Müdigkeit, und ich schließ ein. — Gegen 6 Uhr erwachte ich mit geschwellenem Auge, geschwollener Nase, Beulen am Halse und dem schrecklichen Bewußtsein, noch immer im Hafen von Salonich und um keinen Schritt dem Ziele meiner Reise näher gekommen zu sein.

Trotzdem sämtliche Waren gegen 1 Uhr nachts bereits verladen waren, regte sich nichts auf dem Schiffe; noch keine Spur von Vorbereitungen zur Abfahrt. Der alte Militärarzt und einige Türken vom Bord begaben sich ans Land, um Einkäufe zu besorgen. Verkäufer aus Salonich kamen an Bord mit Erfrischungen, und allerwärts dieselbe Gleichgültigkeit und Indolenz. Da bemächtigte sich meiner eine wahre Verzweiflung: Wer weiß, ob wir auch heute noch abreisen würden? Eine zweite Nacht in diesem Wanzen- und Rattenheim wollte ich um keinen Preis mehr zubringen.

«Eine schöne Vergnügungsreise!» dachte ich. Der mir für Hagion Dros vergönnte Zeitraum wurde auch immer kürzer, und fast hätte ich diesen ganzen Ausflug, über den ein böser Stern zu walten schien, aufgegeben und wäre mit dem nächsten Dampfer nach Athen zurückgekehrt, da erinnerte ich mich des Ausspruches meiner verehrten Freundin Mme. A. B., als ich auf eine solche Möglichkeit anspielte: «vous ne ferez pas ça, ce serait une honte», und ich blieb.

Um halb 9 Uhr kam endlich der Agent der Gesellschaft wieder an Bord. Ich stürzte auf ihn zu, beschimpfte sein Schiff «c'est une cochonnerie» und verlangte Aufklärung, warum wir von 1 Uhr nachts bis 9 Uhr morgens untätig bleiben mußten, wo man doch in aller Frühe hätte abreisen können; doch da prallte ich wieder an der Mauer des orientalischen Gleichmutes ab; der Agent zuckte mit den Achseln, lächelte bedauernd verbindlich, als ob ihn das alles nichts angehe, und dabei blieb es.

Endlich um halb 10 Uhr, 18 1/2 Stunden nach meiner Ankunft an Bord, lichtete der Dampfer die Anker, und wir dampften ab.

Da wie mit einem Zauberschlage verließ mich das Gefühl der Verzweiflung, das sich meiner bemächtigt hatte. Ich sah alles in rosigem Lichte, war ich ja doch auf dem Wege zu meinem Reiseziele und nicht zur Untätigkeit verdammt.

Nun bemerkte ich wieder die Schönheit der Bucht von Salonich mit dem Olymp, der gerade aus den Wolken hervorgetreten war, und wandte auch meinen Reisegefährten mehr Interesse zu. Mit Ausnahme von mir, meinem Dragoman, den griechischen Damen und einem Albanesen waren ausschließlich Türken an Bord, Kapitän, Besatzung und Passagiere, doch hatte ich nicht einen Moment das Gefühl, mitten unter Angehörigen einer feindlich gesinnten Bevölkerung zu sein. Bald nachdem wir die Bai von Salonich verlassen und das Kap Tusla umschifft hatten, begann man den heiligen Berg in der Ferne zu unterscheiden, aber ganz weit, weit, in Nebel gehüllt und wie eine Fata Morgana. Das Wetter war eher trübe, so wie ich überhaupt während meiner ganzen Reise keinen ganz wolkenlosen Himmel sah.

Dem verdankte ich auch, daß ich trotz der vorgerückten Jahreszeit gar nicht von der Hitze gelitten habe. Auch regnete es täglich wenigstens einmal, doch zum Glück immer zu Zeiten, wo ich mich unter Dach und Fach befand und es mich durchaus nicht störte. Den ganzen Tag an Bord, nährte ich mich und meinen Dragoman ausschließlich mit meinem mitgebrachten Proviant.

Nachmittags wurde ich wieder auf das Verdeck gerufen, um den Berg Athos näher zu sehen, und da erblickte ich ein bezauberndes Bild: Wir fuhren eben beim Golf von Kassandra vorüber, hinter uns die

Halbinsel Kassandra, freundlich und fruchtbar, links in weiter Ferne die klassischen Formen der Berge von Chalkidike, vor uns die Halbinsel Longos mit ihren schroffen, steil ins Meer abfallenden Felsen, und hinter Longos, dasselbe mächtig überragend, den heiligen Berg in seiner ganzen Majestät, einer gigantischen Pyramide gleich, der Gipfel mit einer Wolkendecke bedeckt, das Ganze von den durch Wolken brechenden Strahlen der Abendsonne beleuchtet! Da vergaß ich Wangen, Mäuse, Ratten, die Mühen der Reise, den Ärger des Wartens, den Schmutz des Schiffes, kurz alle kleinen Misereen der letzten vierundzwanzig Stunden, ganz versunken in der Schönheit des sich mir anbietenden Bildes und in freudiger Erwartung idealer Kunst- und Naturgenüsse, die meiner harreten.

Erst gegen zehn Uhr abends ließen wir in der Bucht von Daphné ein.

Das ganze Athosgebiet lag in tiefer Stille da; es war ganz dunkel geworden und nur der Schimmer des bald aufgehenden Mondes ließ die Umrisse der Halbinsel Athos erkennen. Einzelne Lichter am Ufer und auf der Höhe der Berge ließen die Stellen erraten, wo sich Klöster und Einsiedeleien befanden, aber wie sich das Schiff dem heiligen Berge näherte, wehten uns vom Lande die süßesten Wohlgerüche entgegen. Es war ein Gemisch von südlichem Nadelwaldgeruch, Traubenblüten und Duft des griechischen

Blumenhonigs, der ganz bezaubernd wirkte und die üppige Vegetation ahnen ließ, die uns die Finsternis verhüllte. Am Ufer wurde es unterdessen lebendig, einige Barken glitten wie Geispenster heran und Mönche, griechische und russische, kamen an Bord.

Nachdem ich herzlichen Abschied von den griechischen Damen und dem alten Türken genommen hatte, stieg ich mit Gepäck und Dragoman in ein Boot und fuhr ans Land.

Da erwartete mich eine kleine Enttäuschung. Wegen der späten Stunde, es war bereits halb 12 Uhr geworden, konnte man keine Maultiere oder Pferde bekommen, um eines der Klöster zu erreichen, auch hätte uns kein Kloster zu so später Stunde aufgenommen, und so mußte ich mich wohl oder übel bequemen, die Nacht im Gasthause zu Daphné zuzubringen. Allerdings war es kein Gasthaus nach modernen europäischen Begriffen, sondern eine Art Han oder Pilgerherberge; doch kränkte es mich noch nicht, die Gastfreundschaft der Klöster kennen lernen zu können.

Ich schließ diese Nacht ziemlich schlecht, es juckte mich bedenklich; aber ich will nicht die Schuld daran dem Gasthause beimessen, denn wer weiß, was ich alles vom türkischen Schiffe mitgenommen haben mag.

Donnerstag, den 6. Juni. — Um 5 Uhr aufgewacht, stand ich bald auf und stürzte zum Fenster, von wo man den Golf von Hagion Dros, einen Teil der süd-

westlichen Küste des Athosgebietes mit den längs der Küste hingestreuten Klöstern Xeropotamos, Ruffikon, Xenophon und Docheiariou erblickte. Es ist also doch wahr, endlich bin ich an das Ziel meiner Wünsche und trotz allen Zweifeln und Schwierigkeiten hatte ich meinen langjährigen Wunsch erreicht, Athos zu besuchen! — Die Ungeduld, nun bald mehr zu sehen, trieb mich an, mich rasch anzukleiden. Nachdem in meinem Zimmer keinerlei Vorrichtung zum Waschen vorhanden war, mußte ich mich mit einer oberflächlichen Waschung bei der Wasserleitung am Gange begnügen.

Nun handelte es sich vor allem, nach Karyäs, dem Hauptstädtchen der Mönchsrepublik Athos, zu gelangen, um dem dort residierenden Kaimakan mein Empfehlungsschreiben zu übergeben und dem heiligen Synod das Schreiben vom Metropolit von Athen vorzulegen und dafür eine Zirkular-Empfehlung an alle athonischen Klöster zu erhalten, ohne welche ich in keinem Kloster empfangen werden und nichts sehen würde. Wir mieteten also Pferde und machten uns um halb 7 Uhr nach Karyäs auf. Der Weg bis Xeropotamos war ganz entsetzlich, kaum ein Weg zu nennen, nur Fels und Geröll. Eine zweite kleine Enttäuschung war es mir auch, die Reise auf Pferden machen zu müssen; ich hatte mich auf Maultiere gefreut, da in diesen Gegenden Maultiere viel besser sind als Pferde, und sie auch viel sicherer gehen. Das Pferd will gelenkt

und geführt werden, angetrieben und zurückgehalten, was auf Wegen, die man nicht kennt, und in Gegenden, deren Schönheit die ganze Aufmerksamkeit des Reiters in Anspruch nimmt, nicht immer leicht ist. Für jeden Fehltritt des Pferdes fühlt sich der Reiter verantwortlich. Bei dem Maultiere ist es ganz anders; es strauchelt nicht, es fällt nie, ist nie erhitzt, nie müde, sucht sich die besten Stellen des Weges selbst aus und bei schwierigen und steilen Punkten ist es am besten, wenn man es ganz sich selbst überläßt und sich nicht anmaßt, es führen zu wollen, was auch ganz unnötig wäre, denn es ginge doch nur nach seinem Kopf und seiner besseren Einsicht. Unterdeffen kann man sich ganz frei und ungestört der Bewunderung der Natur hingeben.

Beim Kloster Xeropotamos, an dessen Thor wir vorüberritten, wurde der Weg besser. Wie die meisten Wege im Athosgebiete, war er roh gepflastert. Auf der Höhe des Bergrückens angelangt, ritten wir beständig durch dichte Waldungen, die mich lebhaft an meine Wälder Unterfrains erinnerten. Je mehr wir uns Karyäs näherten, desto lieblicher wurde der Weg. Einmal ging er an einer Einsiedelei mit saftigen, grünen Wiesen vorüber, die ganz den Eindruck einer Alm im Hochgebirge machte. Endlich erschien eine Anzahl von reizenden Landhäusern, von Reben umrankt und von Wein-, Blumen- und Obstgärten umgeben. Man sagte mir, es seien die Konaks

der Repräsentanten der Hauptklöster bei der Zentralregierung in Karyäs. Dann gelangten wir in ein kleines, unregelmäßig gebautes Gäßchen mit Kaufläden, einem Seitengäßchen von Athen oder Galata gleichend, es war Karyäs. Wir hatten den Weg hierher in zirka zweieinhalb Stunden zurückgelegt.

Sofort ließ ich mich zum Kaimakan führen. Er war ein freundlicher alter Türke, der recht gut französisch sprach — und sogar französische Visittkarten besaß, worauf «Mehmed Husrév, Sous Gouverneur d'Ainéros» stand. Diesem übergab ich meine Empfehlung vom Bali von Salonich, worauf Kaffee hereingebracht wurde. Beim Kaimakan waren mehrere Mönche versammelt. Ich erzählte den Herren meine Absicht, in dreieinhalb Tagen alle merkwürdigsten Punkte der Halbinsel zu besuchen, und entwarf mit Hilfe des Kaimakans auf einer Skizze der Halbinsel einen Reiseplan, wobei mir das Studium von Athlestan Rileys Buch sehr zustatten kam. Die anwesenden Mönche verfolgten meine Aufzeichnungen mit dem lebhaftesten Interesse, behaupteten aber, es werde mir unmöglich sein, so vieles in so kurzer Zeit zu sehen. Um so größer ist nun meine Befriedigung, sagen zu können, daß ich mein damals festgesetztes Programm in allen Punkten eingehalten und noch überdies das Kloster Dyonisios besucht habe, was ich ursprünglich nicht vor hatte. Nun forderte mich der Kaimakan auf, ihm vor die versammelten

Repräsentanten der Klöster zu folgen, und wir gingen in den Sitzungsaal, der in demselben Hause gelegen ist und einen ebenso einfachen, beinahe ärmlichen Eindruck macht wie das ganze Gebäude und die Wohnung des Kaimakan.

Um jedoch das Weitere verständlicher zu machen, muß ich hier einige Worte über Geschichte und Organisation des Athoser Gemeinwesens sagen. Die Legende verlegt die Anfänge der athonischen Einsiedeleien in die erste Christenzeit. Erst um die Mitte des neunten Jahrhunderts, unter dem byzantinischen Kaiser Michael III. geschieht der Waldeinsiedler auf Athos urkundlich Erwähnung. Jedenfalls aber haben Jahrhunderte vorher bereits fromme Ansiedler auf Athos existiert, die jedoch ohne feste, gleichförmige Regel in den Höhlen der Felsen und in Berghütten ein beschauliches, gottgeweihtes Leben führten.

Erst in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gründete Athanasios von Trapezunt das erste geregelte geistliche Gemeinwesen, das Kloster Lavra, und führte Reformen im Mönchsleben ein, welche unter den frommen Bergbewohnern eine wahre Revolution verursachten.

Trotzdem drang St. Athanasios mit seinem Willen durch und kann als der Begründer des Mönchsstaates in seiner gegenwärtigen Form angesehen werden.

Fallmerayer sagt, daß die Erbauung der zwanzig Mönchsburgen, die man gegenwärtig auf Hagion Dros

findet, zwischen die Jahre 970 und 1385 n. Chr. fällt und St. Dyonis die jüngste und letzte sei.

Die Sage und Legende verlegt jedoch die Gründung der meisten Klöster auf weit frühere Zeitpunkte. Jedenfalls sind diese Klöster von den byzantinischen Kaisern reichlich mit Gütern und Privilegien beschenkt worden, deren Urkunden (goldene Bullen) von den Mönchen so eifersüchtig gehütet werden, daß man sie nur sehr schwer zu sehen bekommt.

Nachdem Salonich in die Hände der Türken gefallen war, das Oströmische Reich in allen Zugen krachte, die Mönche auf Athos den bevorstehenden Fall Konstantinopels voraussahen und bereits tatsächlich ihres kaiserlichen Beschützers beraubt waren, blieb ihnen nichts übrig, als sich dem türkischen Sultan zu unterwerfen, solange sie noch Bedingungen stellen und ihre Freiheiten und Privilegien retten konnten. So wurde denn das Athosgebiet ein Teil des Türkischen Reiches, fünf Jahre vor dem Fall Konstantinopels, und wurde ihnen von dem Sultan eine Autonomie garantiert, die noch ausgedehnter war als jene der einstigen Donau-Fürstentümer.

Die Athosregierung zahlt einen sehr mäßigen Tribut an die Pforte, welche durch den Kaimakan in Karyäs repräsentiert wird, der, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugte, eine sehr bescheidene Rolle dem heiligen Synod gegenüber spielt. Ferner sind ihm ein paar untergeordnete Beamte beigegeben, zirka zehn Saptiehs

und ein Finanzoffizier samt etlichen Wachen. Diese wenigen Leute repräsentieren die türkische Macht im Athosgebiete. Niemand darf sich im Gebiete des Hagion Dros niederlassen ohne Genehmigung des Synods. Der Synod in Karyäs wird zusammengesetzt aus je einem auf ein Jahr gewählten Vertreter eines jeden der großen Klöster (Antiprojopi), welche während ihres Amtsjahres den Konak des betreffenden Klosters in Karyäs bewohnen, und einem Sekretär. Der von Lavra entsendete Sekretär führt den Vorsitz. Der heilige Synod ist Parlament, sowohl gesetzgebender Körper als auch Gericht, und hat die gemeinsamen Finanzen zu verwalten.

Der Mönchsstaat hat je einen Repräsentanten seiner Interessen in Konstantinopel und in Salonich.

Die Haupteigentümlichkeit des Städtchens Karyäs ist, daß es, wahrscheinlich die einzige Stadt der Welt, ganz ohne Frauen ist. Alles Weibliche ist aus dem Athosgebiete verbannt und kein weibliches Wesen soll von der ausschließlichen Verehrung und dem Kultus der Gottesmutter abwenden. Der Ausschluß alles Weiblichen geht so weit, daß sogar keine weiblichen Haustiere auf der ganzen Halbinsel geduldet werden. Die gänzliche Abwesenheit der Frau fällt einem aus einer türkischen Stadt Kommenden weniger auf, da sich ja die Frauen in türkischen Stadtteilen wenig auf der Gasse zeigen. Auffallend ist es, daß es im ganzen Athosgebiete keine Hunde gibt, was mir von Mönchen

zugegeben wurde, ohne einen besonderen Grund dafür angeben zu können. Kater besitzt dagegen jedes Kloster mehrere.

Als ich mit meinem Dragoman und dem Kaimakan in das Sitzungszimmer eintrat, waren in demselben bereits acht bis zehn Antiprosopi versammelt. Man wies mir den Ehrenplatz an und bald darauf kam der unvermeidliche Kaffee und Glyko (gewöhnlich Quitten-Gelee). Die Gesellschaft war sehr schweigsam, man hörte nur das Klappern der Kombologii, das sind Schnüre von Holz-, Bernstein- oder Perlmutterkugeln, mit denen die Orientalen beständig spielen. — Ich überreichte das Empfehlungsschreiben, welches mir der Metropolit von Athen gegeben hatte, und bat daraufhin um eine Empfehlung an die athonischen Klöster. Nach dem Austausch einiger Artigkeiten wurde mir vorgeschlagen, unterdessen die Kirche zu besichtigen, was ich mit großer Freude annahm. Hatte ich doch gelesen, daß sich in derselben die schönsten, besterhaltenen Fresken vom byzantinischen Meister Panselenos befinden. Und in der That, endlich konnte ich die ganze Tiefe und Würde der byzantinischen Kunst bewundern. Bisher hatte ich nur schlechtere oder übermalte und stark restaurierte byzantinische Fresken gesehen und sie deshalb nie besonders geschätzt. Diese prachtvollen Fresken in Karyäs sind zwar zum Teil verdorben und beschädigt, aber was da ist, ist so, wie es der Meister vor über 700 Jahren geschaffen hat,

edel in der Zeichnung, glänzend und harmonisch in der Farbe und von ganz unglaublichem dekorativen Effekt. Manuel Panselenos aus Thessalonika soll im zwölften Jahrhundert gelebt haben und muß, nach allen Werken, welche auf Athos allein ihm zugeschrieben werden, zu urteilen, ein äußerst fruchtbarer Künstler gewesen sein. Eigentlich ist er aber eine sozusagen mythische Figur und sein Name repräsentiert eher eine Epoche und Schule der byzantinischen Kunst als eine genau präzierte Persönlichkeit. Zum erstenmal sah ich auch in der Kirche von Karyäs eine der großen byzantinischen Koronas, d. i. ein Kronleuchter, welcher aus einem, in der Mitte der Kirche frei schwebenden, reich durchbrochenen und gearbeiteten Reif besteht, dessen Durchmesser fast dem der Kuppel gleichkommt. Am oberen Rande sind Kerzen befestigt und am unteren Rande hängen zahlreiche Straußeneier. — Nach Besichtigung der Kirche ging ich wieder in das Konseils-Zimmer und sah, wie mein Empfehlungs-schreiben an die Klöster mit dem Staatsiegel versehen wurde.

Dieses Siegel (Stempel), die Panagia (Muttergottes) darstellend, ist in vier Teile geteilt, wovon ein jeder einem Mitgliede des Synods zur Aufbewahrung übergeben ist. Bei Benützung desselben werden alle vier Teile zusammengeschraubt, und nur mit Zustimmung und in Gegenwart aller vier Siegelbewahrer kann ein Dokument rechtskräftig gestempelt werden.

Nun ging ich ins Gasthaus, um mich für meine erste Etappe, den Ritt nach Vatopädi, zu rüsten, aber da fing es in Strömen zu regnen an, und ich mußte wohl oder übel im Gasthause gedulden. Mein Dragoman ließ sich die griechischen Leckerbissen Kolokithakia (Kürbisse), mit faschiertem Arnaki (Lammfleisch) gefüllt, köstlich schmecken. Ich konnte mich nicht entschließen, ein Stückchen zu essen, und kaum hatte es ausgeregnet, bestiegen wir unsere Pferde und ritten davon. Es war zirka halb 11 Uhr. Der Kaimakan hatte mir einen Saptieh als Eskorte mitgegeben, was mir der Sicherheit wegen ganz unnötig vorkam, aber zur Erhöhung meines Nimbus in den Klöstern wesentlich beitrug; er hieß Ahmed und hielt sich stets in meiner Nähe, um mich eventuell zu beschützen. Beim Verlassen eines jeden Klosters feuerte er einen Schuß aus seinem Martini-gewehr als Abschiedsgruß ab.

Wo er in den Klöstern wohnte und wie er sich die ganze Zeit verköstigte, weiß ich nicht, ich kümmerte mich weiter nicht um ihn. Anfangs war ich ihm wohlgesinnt, doch als ich in Lavra von den geschwätzigen Aufwärter-Mönchen erfuhr, daß er den christlichen Glauben aus Dienstesrücksichten abgeschworen hatte und Mohammedaner geworden sei, sank er tief in meiner Achtung.

Die Umgebung von Karyäs ist ein wahres Paradies, überall Weingärten, Feigenbäume, Obstgärten, hohe Haselnußstauden mit Früchten beladen,

deren Kultur eine Spezialität von Karyäs ist, üppigste Vegetation und von überall rieseln Quellen und Bäche hervor. Wir sind hier zirka 700 m über der Meeresfläche, und nun geht es stets bergab bis Batopädi.

Raum aus Karyäs herausgetreten, fällt der Blick auf die russische „Skiti“ Serai oder St. Andrei. Die grünen Dächer und Kuppeln der russischen Gebäude, die Zypressen, die sanft gegen das Meer abfallende Berglehne, mit reicher südlicher Vegetation bewachsen, und im Hintergrunde das blaue Meer, es war ein liebliches, herrliches Bild. Nach Serai kamen wir in zehn Minuten und ich wollte es nur flüchtig besuchen.

Serai ist eine „Skiti,“ das ist ein regelrecht organisiertes Kloster, welches aber nicht selbständig ist, keinen Vertreter zum heiligen Synod nach Karyäs entsendet und von einem anderen Kloster abhängt. Serai oder Andreiewskii Skiti hängt von Batopädi ab, obwohl es viel größer als das Mutterkloster ist und weit über doppelt soviel Mönche enthält. Von den russischen Niederlassungen auf Athos ist Serai noch die wenigst häßliche. Im allgemeinen jedoch, wenn man im Athosgebiete ein Gebäude sieht, welches modern, geschmacklos, aber äußerst gut gehalten und wohlhabend aussieht, so kann man sicher sein, daß es von Russen bewohnt ist. Jedenfalls müssen dem Kunstfreunde und Manne von gutem Geschmack die häßlichen, großen, aufdringlichen Bauten der Russen auf Athos ein Greuel und ein

Dorn im Auge sein. Mir kamen sie vor, wie eine Profanation dieser herrlichen Gegend.

Ein russischer Mönch, Vater Gerontii, empfing mich recht kühl.

Ich wies ihm mein Empfehlungszirkular vom Synod in Karyäs vor, was ihm aber wenig Eindruck machte, da er nicht griechisch verstand. Mehr Ansehen verschaffte ich mir durch Vorzeigen von Empfehlungsschreiben der russischen Gesandtschaft in Athen, welche ich für das russische St. Panteleimon-Kloster hatte. Vater Gerontii, freundlicher geworden, führte mich in das Empfangszimmer, ein großes, europäisch möbliertes, recht prunkvoll, geschmacklos ausgestattetes Gemach mit glänzend gewichstem Fußboden, die Wände mit Lithographien und Farbendruckbildern bedeckt, Porträts der russischen Kaiserfamilie und anderer Potentaten sowie wichtige politische Ereignisse darstellend. Nach dem Genuße des unvermeidlichen Kaffees und Glyko hat ich, die Kirche sehen zu dürfen. Dieselbe ist erst im Vorjahre fertig geworden und hat eine Fassade aus weißem Marmor. Beim Eintritte in dieselbe bleibt man sprachlos über den Reichtum, der sich einem darbietet. Der Boden dieser sehr großen Kirche ist parkettiert. Altäre und Verzierungen strotzen vor Vergoldung, die, in so reichem Maße angewendet, erdrückend wirkt. Die reichen silbernen Ikonen sind zumeist Geschenke der russischen Zarenfamilie, und scheint sich Großfürst Alexei Alexandrowitsch ganz besonders für

dieses Kloster zu interessieren. Bemerkenswert schien mir nur, daß an den Wänden große Bilder, die Stationen der Via Crucis darstellend, angebracht sind, was ich noch in keiner orthodoxen Kirche gesehen hatte. Die Bibliothek ist schön und gut gehalten, bietet aber kein besonderes Interesse. Ich hatte gehofft, daß mir etwas Solideres als die landesüblichen Erfrischungen serviert werde, da aber nichts zu kommen schien, empfahl ich mich, bekam noch vom Vater Gerontii ein Album mit Ansichten der Klöster, das mich sehr freute, und wir bestiegen wieder unsere Pferde, um uns nach Vatopädi zu begeben. Der Weg dorthin, zumeist auf dem Kamm des Bergrückens, war schattig und schön, immer unter Wäldern oder hohen Gebüsch. Ich kann jedoch die Ansicht Fallmerayers, daß es der schönste in Athos sei, nicht teilen, da der Weg von Merofrio nach Hagia Anna alles andere an romantischer Schönheit übertrifft.

Nach dreistündiger Wanderung, um zirka halb 3 Uhr, erblickten wir vor uns das stattliche, reiche Vatopädi; von den griechischen Klöstern das reichste und mächtigste. Der „Agonate“ oder Treiber der Pferde ließ uns absteigen, bevor wir ganz in die Nähe des Klosters gekommen waren, was gewissermaßen ein Akt der Courtoisie und Ehrfurchtsbeweis ist.

Der Anblick Vatopädis entzückte mich und ich war glücklich, nun endlich das echte Klosterleben auf Athos kennen zu lernen. Wie die meisten der athonischen Klöster

ist Vatopädi eine Agglomeration zahlloser Gebäude und Kirchen, von einem mächtigen Turme überragt, welche sehr an die alten Burgen unserer Alpenländer erinnern würde, wenn nicht zahllose Balkone, Terrassen und Galerien aus Holz oder Fachwerk, aus den steinernen Mauern gleichsam herauswachsend, in verschiedenen Farben bunt bemalt und durch Spreizen aus Kastanienholz gehalten, dem Ganzen einen heiteren, orientalischen Charakter verleihen würde. Ober dem Eingangstore, dem einzigen Zugange zum Kloster, hängt, wie in den meisten Klöstern, ein Muttergottesbild in einem Glassehrene, vor dem es Sitte ist, sich beim Eintritte zu verneigen und das Zeichen des Kreuzes zu machen. Im Eingangstore, das wie die Einfahrt einer Ritterburg aussieht, sind billige Heiligenbilder, Rosenkränze, Schnitzereien der Mönche und einfache Lebensmittel zum Verkaufe für die Pilger ausgestellt, neben der Wohnung des Pfortners, aber man wird nie aufgefordert oder gar gedrängt, etwas zu kaufen. Vom ganzen Athosgebiete ist Habsucht und Bettelei ausgeschlossen; man nimmt zwar Gaben an, wird aber nie angebettelt und ist mit allem zufrieden. Einem der Mönche, die im Tore weilten, übergab ich mein Empfehlungsschreiben aus Karyäs, das dann von Hand zu Hand bis zu den Obersten des Klosters gelangte und mir erst bei meiner Abreise wieder eingehändigt wurde. Dieser selbe Vorgang wurde denn auch in allen anderen Klöstern eingehalten. Das Empfehlungsschreiben

selbst wurde stets mit der größten Ehrfurcht behandelt und das Siegel, die Panagia darstellend, häufig von den Mönchen devot geküßt.

Ich wurde in Batopädi sehr freundlich aufgenommen und in ein Zimmer mit schöner Aussicht geführt, wo Kaffee und Glyko, diesmal köstlich eingemachte grüne Nüsse, serviert wurden. Doch da ich seit dem vorigen Tage nur mit schwarzem Kaffee und Glyko gefüttert worden war und es nun 3 Uhr geschlagen hatte, so ward ich so frei, um ein wenig Brot und Wein zu bitten, um meinen mitgebrachten Proviant verzehren zu können. Das ließen sich die freundlichen Mönche nicht zweimal sagen, und bald erschien ein vorzüglicher Imbiß, bestehend aus Eiern, Sardinen, Käse, Brot und Wein.

Nachdem ich mich gestärkt hatte, führte mich Vater Chrysanthemos zu den Vorständen des Klosters, wo ich wieder mit Kaffee, Glyko und Masticha bewirtet wurde. Dann empfahl ich mich und begann unter Vater Chrysanthemos Leitung eine genaue Visitation des Klosters.

Bevor ich jedoch fortfahre, muß ich bemerken, daß es unter den Athosklöstern zwei Kategorien gibt, nämlich die Zönobien oder Kinovia und die Idiorhythma Monastiria. Erstere sind monarchisch regiert mit einem auf Lebenszeit gewählten, mit absoluter Gewalt bekleideten Abt. In diesen Klöstern hat niemand ein Eigenthum, alles gehört dem Kloster; die Wohnungen

der Mönche sind gleichartig und die Mahlzeiten sind gemeinschaftliche. Die *Idiorhythma Monastiria* sind republikanisch regiert. Die Vorstände, drei bis vier an der Zahl, werden in denselben durch Stimmmehrheit auf ein Jahr gewählt. Ein solcher Vorstand heißt *Antiprosopos*, welcher Titel ihm auch bleibt, wenn seine Amtszeit abgelaufen ist. Der erste unter ihnen heißt *Proistamenos*, hat aber keine besondere Gewalt über die Mönche. Jeder Mönch lebt in solchen Klöstern für sich nach Maßgabe seines Vermögens besser oder schlechter, richtet sich seine Wohnung beliebig ein, ißt für sich von seiner eigenen Küche und nur was Kleidung und Gottesdienst betrifft, muß er sich den allgemeinen Regeln unterwerfen.

Die russischen Klöster auf Athos gehören zur ersten Kategorie, die größten und mächtigsten der griechischen Klöster jedoch zur zweiten, welche dem demokratischen Geiste der Griechen, die jeder Disziplin abhold sind, besser zu entsprechen scheint. *Batopädi* gehört zu den republikanisch regierten Klöstern.

Ursprünglich und im Geiste des heiligen Athanasios waren alle athonischen Klöster *Zönobien*, was vielfach an der Bauart der Klöster und den zumeist prachtvollen gemeinschaftlichen Refektorien zu erkennen ist. Im vierzehnten Jahrhunderte jedoch kam in den meisten dieser Klöster die leichtere Regel der *Idiorhythma Monastiria* zur Geltung. Neuester Zeit macht sich wieder eine Neigung zur strengeren Richtung der *Kinovia* bemerkbar.

Das Zimmer, wo mich die Vorstände des Klosters empfangen hatten, war eine Art Klubzimmer, welches die Väter benützten, um beim Kaffee und Glyko die Angelegenheiten des Klosters zu besprechen. Von der Terrasse, die sich an dieses Zimmer anschließt, genießt man die herrlichste Aussicht auf das Meer mit den Inseln Thosos und Samothraki am Horizont.

Ich besichtigte die Kirche mit allen Reliquien, besonders den Gürtel der heiligen Jungfrau Maria; ich wurde hinter den Altar geführt, um die Reliquien zu betrachten, obwohl gerade Gottesdienst war. Ganz besonders fiel es mir auf, wie dort sowie in allen anderen athonischen Klöstern wenig Umstände mit den heiligsten Reliquien gemacht wird. Die Reliquiare, meist prachtvolle Werke der Goldschmiedekunst und Geschenke der byzantinischen Kaiser und Kaiserinnen, werden in die Hand genommen und gehen von Hand zu Hand ohne alle Zeremonien. Doch bei einem Volke, wo der Diener mit aufgesetztem Hute in das Zimmer seines Herrn eintritt, wie ich es mit eigenen Augen im Hause eines ehemaligen Ministers in Athen gesehen habe, und sich ohne Umstände an den Tisch seines Herrn setzt, muß auch die Verehrung der Heiligen notwendigerweise viel von ihrer zeremoniellen Förmlichkeit einbüßen, was jedoch der Aufrichtigkeit und Tiefe dieser Verehrung durchaus keinen Eintrag tut.

Im großen Turme von Batopädi ist dessen reichhaltige Bibliothek in drei Stockwerken, möglichst geschützt

gegen Feuersgefahr, aufgespeichert. Das Refektorium, prachtvoll mit alten Fresken dekoriert und mit Marmortischen und -bänken eingerichtet, dient nur fünf- bis sechsmal jährlich für feierliche Bankette, die alle Klösterinsassen vereinigen.

In Vatopädi sah ich zum erstenmal die Simantra, welche noch in allen byzantinischen Klöstern benützt werden. Es sind dies zirka ein Zoll dicke, freischwebende Platanenbretter, welche zur Zeit, wo Glocken noch ein höchst teurer, seltener Luxus waren, dieselben ersetzten. Man schlägt darauf mit einem hölzernen Klöppel, und obwohl nun jedes Kloster zahlreiche schöne Glocken besitzt, so findet man doch in jedem mehrere Simantra, welche für minder feierliche Gelegenheiten benützt werden, um die frommen Väter zu versammeln.

Die Kirche von Vatopädi enthält ein wundertätiges Muttergottesbild, von welchem die Legende folgendes erzählt:

Die byzantinische Kaiserin Pulcheria (oder Placidia), welche besonders gerne in dieser Kirche ihre Andacht verrichtete, sei einst gerade in dieselbe eingetreten, als das Bild zu sprechen begann und sie fragte, was sie, ein Weib, hier suche; sie sei zwar eine Königin, hier sei aber eine andere, mächtigere Königin, worauf die Kaiserin die Kirche verließ, um sie nie wieder zu betreten, und die Mönche bauten ihr das Oratorium ober der Vorhalle der Kirche, von wo aus man dem

Gottesdienste folgen konnte. Daraus habe sich allmählich das Verbot für alle Frauen entwickelt, das ganze Athosgebiet zu betreten.

Im Schätze der Kirche gefiel mir besonders eine in köstlich ziselirtem und vergoldetem Silber gefaßte Achatschale.

Im Hofe ist der schöne byzantinische, von eleganten Säulen umgebene Brunnen „Phiale“ bemerkenswert.

Nun hat ich Vater Chrisanthemos, den Hafen besuchen zu dürfen. Natürlich begleitete er mich dahin, denn es gehört zur orientalischen Courtoisie, den Gast möglichst wenig allein zu lassen.

Am Strande zeigte mir Vater Chrisanthemos den Punkt, wo der kaiserliche Knabe Arkadius von der Panagia (Muttergottes) auf wunderbare Weise dem Tode in den Wellen entrißen und unter einen Busch am Ufer gelegt worden ist. Diesem Ereignisse schreibt die Legende den Namen und Ursprung des Klosters Vatopädi zu (auf griechisch heißt Batos der Busch und Pädi der Knabe). Dann besichtigten wir die Orangen-, Zitronen- und Gemüsegärten des Klosters, die Maultierstallungen und schließlich den Friedhof. Dieser ist sehr klein, jedoch genügend groß, da es in den byzantinisch-griechischen Landen Sitte ist, die Toten nach drei Jahren wieder auszugraben.

Vater Chrisanthemos zeigte mir die Kapelle auf dem Friedhofe, wo die Knochen der ausgegrabenen Toten aufgespeichert und die Schädel in langen Reihen auf-

gestellt waren. Dieses Schauspiel, welches die meisten Menschen eher ernst stimmt, erweckte im guten Vater Chrsianthemos einen Anfall der größten und, wie es mir schien, höchst unzeitgemäßen Heiterkeit. Er schüttelte sich förmlich vor Lachen, indem er mir die Honneurs aller dieser grinsenden Totenschädel machte. Ich fand es beneidenswert, sich dermaßen mit den Schrecken des Todes befreundet zu haben, um sogar darin Anregung zur Heiterkeit zu finden. Nur handelte es sich eben um den Tod der anderen.

Dann setzten wir uns in ein Gartenhäuschen und genossen die Ruhe und den Frieden dieses schönen Erdenwinkels. Vater Chrsianthemos erzählte Geschichten von Räuberüberfällen aus der Nachbarschaft. Die Sonne ging gerade unter, die Nachtigallen schlugen, die Abendluft wehte kühlend und brachte uns die Wohlgerüche der blühenden Reben. Und welche selige Ruhe in diesem Klostergebiete herrscht! Kein Knarren der Räder, denn auf der ganzen Halbinsel gibt es kein Fahrzeug und sind Maultiere und wenige Pferde die einzigen Transportmittel zu Lande, kein Streiten, keine betrunkenen Menschen, alles ruhig, anständig, würdevoll, ohne Lärm und Übereilung, man begegnet nur schwarzen, schweigenden Mönchsgestalten, die freundlich-ernst grüßen, und die bei den Klöstern verwendeten Arbeiter bemühen sich, den Anstand und die Würde der Mönche nachzuahmen.

Einzelne Schafböcke weiden am murmelnden Bache und Scharen von Hähnen suchen sich im langen Grase ihr Futter. Weibliche Haustiere sind aus dem Athosgebiete verbannt! Auf Athos kann man wohl sterben, niemals aber geboren werden, jedoch an jenem schönen Juniabende schien alles zum Leben aufzufordern und düstere Gedanken ließ diese herrliche, üppige Natur nicht aufkommen.

Doch wir mußten heim, da sich das einzige Thor des Klosters bei Sonnenuntergang schließt und nachher für niemanden bis morgens öffnet. Das Nachtessen für mich und meinen Dragoman wurde serviert. Wir aßen allein in einem Zimmer, von einem Mönche bedient. Die Tischwäsche, wie dann überall in den griechischen Klöstern auf Athos, kam mir anfänglich unglaublich schmutzig vor, dann sah ich aber, daß sie hauptsächlich vom roten Weine stark fleckig sei und nicht gut gewaschen. Das Essen bestand aus rohen Gurken, Eiern und Fischen, die, mit Worcester Sauce, die ich mithatte, genossen, ganz passabel waren, aber so oft Lamm- oder Ziegenfleisch erschien, war es für mich ganz ungenießbar. Eier sowie auch Milch werden natürlich von auswärts importiert, sind aber zumeist frisch und gut.

Nach zehn Uhr wurde uns das Nachtlager hergerichtet, welches darin bestand, daß man für mich und meinen Dragoman je ein Kopfkissen mit bereits vielfach benütztem Überzuge und eine schwere, wattierte

Decke brachte, die man auf dem harten, mit Teppichen bedeckten türkischen Divan in dem uns angewiesenen Zimmer breitete. Von Leintüchern keine Rede. Wäsche spielt überhaupt auf Hagion Dros eine minimale Rolle. Ich war von den Strapazen des Tages recht müde und schläfrig geworden und freute mich auf die Nachtruhe auf was immer für einem Lager. Zum Glück hatte ich einen reinen Polsterüberzug mitgenommen, die Decke legte ich beiseite und hüllte mich in meinen Plaid ein, den ich vorher der Sicherheit halber reichlich mit Zacherlpulver bestreut hatte. Nun hoffte ich schlafen zu können, doch welch ein Irrtum! Kaum hatte ich die Lampe ausgelöscht, als es mich fürchterlich zu jucken begann. Ich zündete das Licht wieder an und fand mich von Wanzen umringt. Massenhaft vernichtete ich sie, doch es war umsonst, kaum war das Licht ausgelöscht, kamen neue heran. Dazu war vor meinem Fenster eine Froschlache, wo die Frösche einen wahren Hexensabbath im herrlichen Mondschein aufführten, und die Fenster schließen konnte ich nicht wegen der drückenden Schwüle im Zimmer. Das war wieder eine fürchterliche Nacht!

Endlich gegen Morgen bemerkte ich, daß der Hauptschlupfwinkel für die Wanzen ein Wandteppich über meinem Divan sei. So legte ich mich dann auf einen anderen Divan — und da fand ich trotz Froschkonzertes, das die ganze Nacht währte, ein paar Stunden erquickenden Schlafes. Aber während meines ganzen

Athosausfluges schließ ich nie mehr wie vier bis fünf Stunden täglich und das nur übermannt von Müdigkeit. Die Zeit des Schlafengehens war entschieden die Schattenseite meines herrlichen Ausfluges, aber diese wenigen Stunden der Qual waren gleich vergessen, als ich wieder in dieser prachtvollen Natur erwachte, umgeben von so vielerlei Anregendem und Interessantem.

Als ich am Freitag morgens aufstand, mußte ich mich abermals, wie in Daphne, bei der Wasserleitung auf dem Gange waschen, da Waschgeschirre auf Athos unbekannte Gegenstände sind. Daß hiebei die Waschungen immer sehr oberflächlich ausfallen, brauche ich nicht besonders zu betonen.

Es wäre wohl ein Seebad sehr verführerisch gewesen, aber dazu hatte ich keine Zeit. Nach dem obligaten schwarzen Kaffee (Milchkaffee ist wegen gänzlichen Mangels an weiblichen Haustieren nicht zu haben) verabschiedete ich mich von den Mönchen. Ich fragte, was ich für Kost und Quartier schulde, sie sagten: gar nichts, es sei mir alles aus bloßer Gastfreundschaft und Nächstenliebe geboten worden. Darauf hinterließ ich ein Geldgeschenk für die Kirche und erhielt zum Andenken Ansichten des Klosters und von den Mönchen geschnitzte Gegenstände.

Es ist auf Athos Sitte, daß die Reisenden vom Kloster, ebenfalls gratis, bis zum Kloster, das sie zunächst besuchen wollen, mit Maultieren oder mit

dem Boote befördert werden. Diesmal hatte ich um ein Boot gebeten, um nach Ziron befördert zu werden.

Wir schifften uns gegen halb 7 Uhr ein, das Wetter war angenehm kühl, der Himmel leicht umwölkt, es fielen sogar zeitweise leichte Regenschauer, die aber durchaus nicht unangenehm waren. Gleich neben dem bunten, farbenprächtigen Konglomerat von altem Gemäuer, Thürmen, Kuppeln, Balkons und Galerien, als welches sich Batopädi von der Seeseite darstellt, erschien auf einer Anhöhe die nüchterne Silhouette der Ruine einer Ende des achtzehnten Jahrhunderts unter Eugenius Bulgaris blühenden Akademie für junge Leute, welche sich für das Mönchsleben auf Athos vorbereiten wollten. Da jedoch die Ansicht vorherrschte, daß den Mönchen Frömmigkeit und nicht Gelehrsamkeit nötig sei, daß erstere nicht in Akademien erworben werden könne und sogar Gefahr laufe, durch Studium vermindert zu werden, wurde diese Hochschule dem Untergange geweiht.

Die Ufer, an denen unser Kahn vorüberfuhr, waren großartig starrende Felswände mit Grotten und Vertiefungen. Auf den steilen Ufern erblickte man ab und zu alte Warttürme oder Einsiedeleien. Es eröffnete sich ein Einblick in das Innere des Landes, und da erschien die Skiti des Propheten Elias. Ich erriet sofort, daß es ein von Russen bewohntes Kloster sei wegen der augenfälligen Wohlhabenheit der ganzen Niederlassung und der häßlichen modernen, unmalerischen Architektur der Gebäude.

Obzwar ich nun bereits 36 Stunden am Fuße des Berges Athos gewohnt, hatte ich den heiligen Berg selbst noch nicht recht gesehen, nun aber umschifften wir ein kleines Vorgebirge, und es erschien der mächtige, 5000 Fuß hohe Regel ganz rein vor mir. Zu seinen Füßen am Meeresufer gereiht die Klosterburgen Pantokratoros, Stavroniketa und Iviron; es war ein prachtvoller, entzückender Anblick und der zweitschönste Moment meiner ganzen Reise.

In Iviron kam ich nach zehn Uhr an. Das Kloster ist kleiner als Vatopädi, der Eingang aber, ein Portal mit Marmorsäulen geschmückt, recht großartig, wie das Tor eines modernen Palastes. Die Mönche von Iviron waren ganz besonders freundlich und zeigten mir alles Sehenswürdige. An der Fassade der Kirche fielen mir besonders die in die Wand eingemauerten alten Teller und Krüge auf, meist Rhodusware, aber auch italienische Faïencen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Die Mönche aber behaupteten steif und fest, sie stammen alle aus der Zeit der Erbauung der Kirchenfassade, d. i. aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Mein Besuch in Iviron galt besonders dem wunderthätigen Muttergottesbilde daselbst, von dem ich seit meiner frühesten Kindheit so viel gehört hatte. Die Kopie desselben, welche in Moskau in hohen Ehren steht, hatte ich gesehen. Von dem Originale geht die Sage, daß es im neunten Jahrhundert von einem

Bilderstürmer mit dem Schwerte durchbohrt worden sei, gerade an der Wange der heil. Jungfrau, und daß die Stelle zu bluten angefangen hätte. Darauf sei das Bild ins Meer geworfen worden und sei dann viele Jahre später am Gestade von Jviron, von einem Feuerschein umgeben, wieder zum Vorschein gekommen, wo die Mönche es prozessionell abholten und über das Tor des Klosters anbrachten, weshalb dieses Muttergottesbild auch „Portaitissa“ genannt wird. Jetzt hängt es in einer eigens dafür erbauten Kirche. Der Anblick dieses Bildes, welches unzweifelhaft aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit stammt, dem so viele Wunder zugeschrieben werden und vor dem so viele Tränen geflossen und inbrünstige Gebete gesprochen worden sind, rührte mich tief, und selten habe ich mich so sehr zur Andacht gestimmt gefühlt, als vor diesem ehrwürdigen Bildnisse der unbefleckten Beschützerin dieses ihrem Kultus geweihten irdischen Paradieses.

Die Mönche auf Jviron waren besonders freundlich und entgegenkommend. Das einzige, was ich hier sowie in Batopädi nicht besichtigen durfte, waren die goldenen Bullen der byzantinischen Kaiser. Sonst aber wurde ich überall hingeführt, sogar auf den Glockenturm, wo ich neben schönen aus Rußland stammenden Glocken einen großen hölzernen und einen eisernen, hufeisenförmig gebogenen Simandron fand.

Nun wurde im Empfangszimmer das Mittagessen für mich serviert. Ich setzte mich mit meinem Drago-

man zu Tisch in der Mitte des Zimmers und wurde von zwei Mönchen bedient, während vier bis fünf andere Mönche auf dem niederen türkischen Divan, welcher sich an drei Wänden des Zimmers hinzog, saßen, mit ihrem Kombologii spielend, zusahen und mit uns lustig plauderten.

Ich hatte mein Gepäck beim Pförtner gelassen und mit demselben auch die Worcester Sauce, was mich nicht wenig erschreckte; doch das Essen erwies sich auch ohne Sauce als genießbar und spielte diesmal leider das Fleisch eine zu große Rolle.

Fleisch durfte an diesem Freitage in allen Klöstern gegessen werden, weil es die Oktav nach den griechischen Pfingsten war. Zum Glück aß mein Dragoman für zwei und so konnte ich den guten Mönchen bis zuletzt den Widerwillen verbergen, den mir ihre Küche einflößte. Der rote Wein, Eigenbau, behufs Konservierung leicht mit Harz vermischt, war ganz angenehm. Zum Dessert erschien ein weißer Wein in Gläsern, der etwas Besseres sein sollte, in der That aber recht minder war. Da standen alle Mönche auf, je ein Glas in der Hand, und der scheinbar im Range höchste brachte einen Toast auf das Wohl Seiner Majestät unseres Kaisers aus. Innig erfreut über die Aufmerksamkeit der guten Mönche rief ich «hoch», «Zito», worin die Anwesenden einstimmten, und trank dann auf das Wohl des Klosters Jviron und dessen gastfreundliche Mönche.

Nach 1 Uhr mußte ich mich verabschieden, da mir noch eine lange Reise bevorstand. Die Mönche hatten keine Barke für mich und da hieß es auf Maultieren Lavra noch vor Sonnenuntergang und Torßchluß erreichen, um dort zu übernachten.

Zuerst war der Weg ziemlich sonnig und felsig. Nach zirka einer halben Stunde kamen wir in die Nähe von Melospotamos, wo der Ex-Patriarch von Konstantinopel, Joachim, interniert war. Ich beschloß, ihm womöglich einen Besuch abzustatten. Der Weg dahin geht durch einen Olivenhain in einen schönen blühenden Garten, gefüllt mit Lorbeerbüschen und duftenden Kräutern.

Das Wohngebäude steht auf dem etwas erhöhten äußersten Punkte eines kleinen Vorgebirges und besteht aus einem alten, hohen Turme und einigen zusammenhängenden Gebäuden, von welchen man die herrlichste Aussicht auf das Meer genießen kann. Das Ganze gleicht einem Bergschlößchen in unseren Alpenländern, dem jedoch der Reichtum an Blumen und südlicher Vegetation alles Finstere und Düstere benimmt. Leider machte Se. Heiligkeit der Patriarch gerade sein Nachmittagsschläfchen, da ich Gile hatte, konnte ich nicht warten. An demselben Tage aber, an welchem ich ihn besuchen wollte, wurde seine Wiedereinsetzung auf den Patriarchenstuhl in Konstantinopel beschlossen, und ich erfuhr schon in Lavra die Kunde davon. Er dürfte sich oft im Phanar mit Freuden an das sorgenlose Idyll von Melospotamos erinnern.

Nach einer weiteren halben Stunde Weges, immer in der Nähe des Meeresufers, passierten wir eine Art Burgruine. Die Mauern und der hohe, viereckige Turm waren im besten Zustande; das Gebäude sowie der Turm von tadellos erhaltenen Zinnen gekrönt, und wäre nicht durch die Fenster eine üppige Vegetation im Innern des Gebäudes zu erblicken gewesen, so hätte man das Gebäude für eine noch bewohnbare Ritterburg halten können. Es war eine verlassene Filiale des Klosters Caracalla. Und weiter zog sich der Weg nun immer ganz am Fuße des Athoskegels, den ich ab und zu zwischen Wolken beinahe senkrecht über unseren Köpfen hervorblicken sah mit der kleinen Kapelle der Panagia auf seinem äußersten Gipfel, welche von unten wie eine weiße Mücke erschien. In seinen Schluchten glänzte noch Schnee.

Unten war es ungemein warm, und der Weg stieg steil empor und ging wieder so steil gegen das blaue Meer hinunter, daß wir es vorzogen, den Abstieg zu Fuß zu bewerkstelligen. Wir ritten gerade durch Gegenden, welche vor zirka zehn Jahren durch Waldbrand verwüstet worden waren. An vielen Stellen standen noch die verdorrten Baumleichen, da hatte die südliche Vegetation jedoch ihre Zeit nicht verloren, und das Gebüsch war dazwischen üppig emporgewachsen, doch werden wohl Generationen vergehen, bis der ehemals prächtige Hochwald wieder ersetzt sein wird. In einem Tale bei murrendem Bache unter einem Platanen-

hain hielten wir Rast bei einem Bienenzüchter, der lange Reihen von Hunderten von Bienenkörben hatte, in nächster Nähe des Meeresufers. — Von da an wurde der Wald höher und dichter und die Gegend immer lieblicher. Zwei Drittel des Weges gegen Lavra hielten wir bei der Quelle, welche, wie die Legende erzählt, der heilige Athanasios auf Befehl der heiligsten Jungfrau durch einen Schlag seines Stoces gegen den Fels hervorsprudeln ließ. Es ist ein malerischer Punkt im dichten Walde, die Quelle ist eiskalt und fließt ungemein mächtig aus einer kleinen Grotte. Daneben steht ein hölzernes Lusthaus und ein kleinwinziges Kirchlein, ganz offen und ohne irgendeinen Wächter. Doch die Wanderer, welche möglicherweise diesen Weg gehen, können nur Mönche oder Pilger sein, wer möchte da wohl diesem Waldheiligtum irgendwelchen Schaden zufügen!

Das Wasser der Quelle ist in einer Holzrinne bis zum Wege geleitet, wo es von einer Höhe von zirka 2 m als eine kleine Kaskade herunterfällt. Zwei russische Mönche ruhten an diesem kühlen Orte aus. Ich knüpfte mit dem älteren gleich ein Gespräch an, überglücklich, endlich wieder ohne Dragoman sprechen zu können. Der jüngere schien durch unsere Ankunft gestört zu sein. Als ich dann in der Umgebung der Quelle herumspazierte und wieder zurückkehrte, fand ich, daß der jüngere Mönch meine Abwesenheit bemerkt hatte, um sich schnell auszukleiden und unter den kalten Wasserstrahl der Quelle zu stellen.

In der Meinung, es handle sich um ein einfaches Bad behufs Abkühlung, sagte ich ihm, er möchte doch lieber ins Meer baden gehen; der Mönch aber antwortete: «Nein, dieses Bad ist besser, denn dieses Wasser ist von der Mutter Gottes geheiligt.»

Das Kloster Lavra liegt auf einer Anhöhe in einiger Entfernung vom Meere. Es ist dem Range nach das erste Kloster auf Athos und seiner Gründung nach das älteste.

Wir erreichten es gegen halb 7 Uhr. Der äußere Anblick des Klosters kann am besten mit einem Stück der Stadtmauern von Konstantinopel verglichen werden, etwa die «sieben Thürme,» mit zahlreichen Holzbalkons und Zubauten im byzantinischen Geschmack verziert. Der Eingang ist viel finsterner und schlechter gehalten als bei den anderen Klöstern, die ich bisher besucht hatte, und überhaupt ist besondere Unreinlichkeit der charakteristische Zug dieses Klosters. Aber das Innere entzückte mich! Dieses Gewirr von malerischen halbverfallenen Gebäuden, offene Gänge, überall Stiegen und Bögen, die nur als Zierde zu dienen scheinen. Kleine Höfe, gefüllt mit Blumen und Orangenbäumen, alles uralt, alles zusammengedrängt und übereinander gebaut, und beinahe ruinenhaft, aber wie wunderbar im Tone und in der Zeichnung! Das Auge kann sich an diesem Reichtume künstlerischer Motive, aus welchen ein Maler jahrelang stets Neues schöpfen könnte, gar nicht satt sehen.

In ein großes Fremdenzimmer geleitet, übergab ich dem fettig glänzenden, freundlichen und geschwägigen Aufwärter eine besondere Empfehlung, welche ich für den Proistamenos des Klosters, Vater Alexander, hatte. Inzwischen wurde Kaffee und Glyko serviert, worauf mich Vater Alexander in seiner Wohnung empfing.

Ich fand ihn, wie sehr oft die Menschen, denen man besonders empfohlen ist, eher kühl. Bei ihm bekam ich ein anderes Glyko und Masticha. Er war sehr höflich und nachdem ich sagte, daß ich wenig Zeit hätte und am nächsten Morgen früh aufbrechen wolle, führte er mich selbst alle Sehenswürdigkeiten des Klosters besichtigen, aber er war ein Mann, dem eine feinere Lebensart anhaftete und der nicht die einfache, formlose Gutmütigkeit und Herzlichkeit, die ich bisher in den Klöstern gefunden hatte, zur Schau trug. Später erfuhr ich, daß er einer der wenigen griechischen Mönche auf Athos sei, der eine höhere Gelehrsamkeit besaß, ja, daß er sogar schriftstellerisch tätig sei.

Die Bibliothek auf Lavra ist klein, aber sehr gut gehalten und enthält Manuscripte mit herrlichen Miniaturen. Wie alle interessanten Bücher auf Athos fast ausschließlich Evangelien und Kirchenbücher. Aber gerade in der Lavraer Bibliothek sah ich ein dickes, uraltes Manuscript über Pflanzenkunde mit zahllosen Darstellungen von Pflanzen und Blumen. Ich gestehe

jedoch, daß ich keine einzige der dargestellten Pflanzen erkannte.

Die Hauptkirche ist schön und sehr alt, doch wenn man einige der griechischen Athoskirchen gesehen hat, so findet man, daß die eine genau so wie die andere aussieht, so zwar, daß man sie in der Erinnerung schwer auseinanderhält. Im Innern sind alle diese Kirchen mit byzantiniſchen Fresken bedeckt, nur sind die in der Hauptkirche auf Lavra nicht von Panſelenos, sondern stammen aus späterer Zeit, und sind nur im Stile und Geiste des Meisters gemalt; ein Teil der Wände rechts und links vom Ikonostas ist mit schönen Rhodus-Faienceplatten verkleidet. Einige prachtvolle Reliquare wurden mir produziert, doch wurde ich nicht hinter den Ikonostas geführt wie in Vatopädi und Zivron, sondern sie wurden für mich herausgebracht.

In einer Nebenkapelle der Kirche befindet sich unter einem Baldachin das Grab des heiligen Athanasios, des Gründers des Klosters; auf dem Grabe liegt der Stab, auf den er sich gewöhnlich stützte und mit dem er auf Befehl der Panagia auf den Felsen schlug, worauf die wunderbare Quelle aus demselben hervorsprudelte.

Dieser Stab, den mir die Mönche in gewohnter Formlosigkeit in die Hand gaben, ist eine zirka anderthalb Meter lange, vierkantige, etwa anderthalb Zentimeter dicke Eisenstange, am oberen Ende mit einer Krücke versehen. Vor der Kirche steht ein zierliches, von Säulen getragenes Tempelchen, welches

den Weihbrunnen oder Phiale enthält; zu beiden Seiten desselben stehen die zwei kolossalen, üppigen, tausendjährigen Zypressen, welche der heilige Athanasios selbst gepflanzt hat.

Das Schönste aber, was ich auf Lavra sah und was mir den größten Kunstgenuß auf meiner ganzen Reise bereitete, war das Refektorium, ganz mit Fresken von Panfelenos bedeckt. Es ist ein großer Raum in Kreuzesform, spärlich von oben beleuchtet, an den Wänden läuft ringsherum eine Reihe von grauen Marmortischen von eben solchen Bänken umgeben. Wenn man von draußen in dieses sonore Halbdunkel tritt, so schimmert einem von allen Seiten das Gold der Heiligenheine entgegen. Allmählich jedoch gewöhnt sich das Auge an das gedämpfte Licht dieser Halle, an der seit vielen Jahrhunderten nichts geändert wurde und die dadurch, daß sie äußerst wenig benützt wird (Lavra ist auch ein Monasterion Idiorhythmon), vor Abnützung geschützt ist. Da erblickt man ganze Reihen von überlebensgroßen byzantinischen Kaisern in Rüstungen oder im Ornat, Kaiserinnen in ihren engen Kleidungen, Heilige, Engel, das Paradies, mit zahllosen Heiligenheinen; eine ganze Wand nimmt der Stammbaum Jesse ein. Doch nicht allein die Seligen sind in diesem Raume dargestellt, man erblickt auch das jüngste Gericht mit seiner Höllepein, und der Hölletrachen ist an verschiedenen Stellen durch den offenen, mächtig feuerspeienden Rachen eines walfischartigen Ungetüms verjünbild-

licht, in welchen die Verdammten hineinfallen. Diese unerquicklichen Darstellungen befinden sich in der Nähe der Eingangsthüre. Im Hintergrunde ist das Reich der Seligen dargestellt, als dessen Mittelpunkt ein großes Bild des Erlösers erscheint. Da funkelt es nur von Vergoldungen, denen die Zeit eine harmonische Patina verliehen hat, und die Würde und fromme Ruhe und Hoheit der Darstellungen macht einen mächtigen, feierlichen Eindruck.

Jetzt hat ich, noch die Kirche der Panagia Kufuzelissa besuchen zu dürfen, wohin mich Vater Alexander auch führte. Die großen Athosklöster enthalten nämlich innerhalb ihrer Mauern zahlreiche Kirchen und Kapellen. Batopädi zum Beispiel enthält ihrer an fünf- und zwanzig. Jedem Heiligenbilde, welches besondere Verehrung genießt, wurde eine besondere Kirche gebaut, sowie auch jeder Heilige, der sich einer besonderen Vorliebe erfreut, in einer ihm geweihten Kirche verehrt wird. Die Kirche, welche ich gegenwärtig besuchte, war für ein wundertätiges Muttergottesbild gebaut worden, welches, wie die Legende erzählt, mit dem kaiserlich byzantinischen Hoffänger Kufuzelis, welcher sich auf Athos zurückgezogen hatte, gesprochen haben soll.

Nun empfahl sich Vater Alexander und zog sich in seine Appartements zurück; ich aber irrte im malerischen Hofe umher, immer neue reizende Punkte und Motive darin entdeckend, pflückte zum Andenken Zweige von den vom heiligen Athanasios gepflanzten

Zypressen, und schließlich schlenderte ich zum Sommerpavillon außerhalb des Klostertores, wo ich zahlreiche Mönche fand, welche die Kühle des Sonnenunterganges, umweht von balsamischen Lüften, genossen. Sie kamen mir freundlich entgegen, und zu meiner großen Freude fand ich einen alten Mönch, welcher in seiner Jugend in Amerika gewesen war und leidlich englisch sprach. Leider war diese Freude von kurzer Dauer, denn kaum waren wir in ein lebhaftes Gespräch vertieft und trachtete ich auf meine eigene Faust und ohne der lästigen Intervention des Dragomans Informationen aus diesem freundlichen alten Kaloger (so werden die Mönche auf Griechisch genannt) zu schöpfen, der auch hocherfreut schien, sein Englisch wieder einmal zu verwerten, als das Zeichen zur Rückkehr innerhalb der Klostermauern gegeben wurde. Die Sonne war untergegangen und das Klostertor mußte folglich gesperrt werden. Ich verabschiedete mich von dem guten alten englischredenden Vater und sah ihn nicht wieder. Vielleicht bin ich der letzte gewesen, mit dem er englische Worte gewechselt hat.

Nun wurde das Nachtmahl in meinem Zimmer serviert, von dem ich aber nichts Rühmliches erzählen kann. Es war einfach gräßlich und wohl die schlechteste Mahlzeit, die ich in meinem Leben genossen habe. Ich aß nur ganz wenig davon, denn, obwohl ich nicht besonders heiflig im Essen bin, die Brocken wollten trotz reichlichen Übergusses von Worcester Sauce nicht

hinunter. Zum Glück waren weiche Eier und Kirschen da, und das übrige wurde von meinem Dragoman mit beneidenswertem Gleichmuth anstandslos bis auf den letzten Bissen verzehrt.

Die beiden Aufwärter waren sehr unsauber und geschwätzig.

Nach den gemachten Erfahrungen und bei der in diesem Kloster herrschenden Unsauberkeit machte ich mich auf eine schreckliche Nacht gefaßt, und nur mit Schauern legte ich mich auf den niederen, harten Divan hin, in meinen stark mit Zacherlpulver eingestreuten Plaid gehüllt; doch o Wunder! Ich konnte unbehelligt die ganze Nacht durchschlafen und bemerkte diesmal nichts von Wanzen. Gestärkt und erfrischt erwachte ich gegen fünf Uhr, und nach der gewöhnlichen sehr oberflächlichen Toilette bei der Wasserleitung auf dem Gange und nach eingenommenem schwarzen Kaffee mit Masticha nahm ich noch Abschied vom Vater Alexander, warf noch einen Blick in das prachtvolle Refektorium und machte mich auf den Weg.

Ich wollte die nächste Nacht in Simopetra zubringen, welches mich durch seine, in Bildern erblickte romantische Lage anzog. Simopetra liegt auf der Südseite der Athoshalbinsel und, um am Lande hin zu gelangen, muß man hohe, steile Abhänge erklimmen; allgemein wurde mir der Seeweg als der leichtere anempfohlen.

Da mir aber besonders darum zu tun war, die Schönheit der Gegend und das Innere der Waldungen kennenzulernen, ich außerdem auch die Eremitendörfer Kerassia und Hagia Anna sehen wollte, ersuchte ich um Maultiere und beschloß, den Landweg bis Hagia Anna zu benützen. Und ich tat wohl daran, denn dieser Tag, Samstag, den 8. Juni, war der genüßreichste und interessanteste meiner ganzen Reise, und niemals erinnere ich mich, solche Naturschönheiten genossen zu haben als auf den waldigen Höhen der Ostspitze der Athoshalbinsel. Anfangs führte der Pfad durch steinige, öde Gegenden. Lavra von rückwärts gesehen, gleicht ganz einem Teile der Stadtmauern von Konstantinopel oder Salonich.

Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Verlassen des Klosters erblickte ich in der Ferne gegen das Meer die walachische Skiti „Prodromos“, welche sich recht stattlich und wohlhabend, aber ziemlich neu und uninteressant präsentiert. Dann stieg der Weg immer höher und höher, und an den steilen Abhängen des Athosfegels herum kamen wir in Regionen des dichtesten Urwaldes. Obwohl die Bäume zumeist der südlichen Vegetation angehörten, hatte die Gegend ganz den Charakter unserer Hochgebirge. Quellen und Sturzbäche überall; Baumriesen, die vor Alter ganz mit Moos bewachsen waren, andere waren aus Altersschwäche umgestürzt, und niemand dachte weit und breit daran, das Holz zu verwerten. Uralte Platanen und

Kastanienbäume bargen in ihren hohlen Stämmen Kammern, in welchen ein Mensch leicht hätte Unterkunft finden können.

Und die riesigen Exemplare der *Abies Cephalonica* mit vor Alter halb vertrockneten und vermoosten Ästen, ganz wie die alten Tannen und Fichten auf den höchsten Almen unserer Hochgebirge. Und die herrlichen Büsche wilder Rosen über und über mit Blüten bedeckt und andere zahllose Blumen, mir unbekannte aber auch bekannte, nur in Pracht und Üppigkeit die Blumen unserer Wälder weit übertreffend.

Mein Maultiertreiber war ein gelungenes Exemplar eines geschwätzigen Griechen aus Thasos. Er hieß Dimitri und hörte es gerne, wenn man ihn Hagi Dimitri nannte, weil er eine Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hatte. Er hatte sich die Haare wachsen lassen und trug sie, in einen dicken Zopf geflochten, unter seiner hohen Filzmütze hinaufgesteckt, ganz wie die griechischen Mönche, „um mehr Ansehen zu genießen“. Er schritt beständig an der Spitze unserer kleinen Karawane und schwätzte die ganze Zeit, sei es mit meinem Dragoman, sei es mit dem Saptieh.

Von sich hatte er eine sehr hohe Meinung und hielt sich für frömmere als sämtliche Mönche, wahrscheinlich auch für weiser. Über die katholische Religion stellte er unzählige Fragen. Über die Protestanten war er aber durchaus nicht gut zu sprechen: „Diese Menschen, die Geld und Bücher unter die Leute ver-

teilen, um sie vom wahren Glauben abzubringen!“ Wenn er einen solchen einmal treffen sollte, der mag sich vor ihm in acht nehmen! Überhaupt schienen mir die Protestanten auf Athos nicht beliebt, und obwohl in allen byzantinischen Klöstern gegen Rom naturgemäß eine gewisse Animosität herrscht, zollen sie doch dem römisch-katholischen Glauben eine gewisse Anerkennung, besonders wegen der Verehrung der Panagia, welche die Katholiken mit den orthodoxen Griechen gemein haben.

Ich weiß nicht mehr, in welchem der griechischen Athosklöster es geschah, daß der Mönch, der mich gerade in der Kirche herumführte, von einem anderen Mönche befragt wurde, ob man mir etwas zeigen könnte. Ich verstand nicht, um was es sich handelte, doch der erste Mönch sagte: „Nein“, dann aber fragte er mich, ob ich katholisch sei; als ich dies bejahte, führte er mich in eine Seitenkapelle und enthüllte ein kleines wundertätiges Muttergottesbild, wovon aber nur mehr die silbernen Teile die Darstellung erkennen ließen, die gemalten Teile jedoch nur eine schwärzliche, unebene Kruste zeigten. Ich fand es ungemein rührend, daß die guten Väter dieses Bild, welches durch das Alter geradezu unkenntlich geworden war, aber dadurch in ihren Augen nichts an Ehrwürdigkeit verloren hatte, nicht der Kritik und vielleicht gar dem Spotte skeptischer Freigeister oder der Gegner ihrer Muttergottesverehrung preisgeben wollten.

Gegen 10 Uhr hielten wir bei einer reichen, kristallklaren Quelle, welche „Nero Krio“ benannt ist, deren Umgebung den ausgeprägtesten Hochgebirgscharakter trug. Dort packte ich meinen Proviant aus und labte mich und mein Gefolge mit Käse, Brot und Schokolade, und wir tranken dazu das köstliche Wasser der Quelle.

Von da ab ritten wir weiter östlich stets in einer Höhe von zirka 700 m über dem Meere und stets im dichtesten Walde.

Hagi Dimitri bot sich an, mir als Führer zum Gipfel des Berges Athos zu dienen, doch leider reichte meine Zeit für diese Partie, welche einen ganzen und recht beschwerlichen Tag in Anspruch nehmen würde, nicht hin.

Der Weg von Nero Krio bis Hagia Anna ist entschieden der schönste, romantischste und großartigste Teil der Halbinsel. Zuerst kommt man an eine Stelle, wo man das Einsiedlerdorf Kerosia in einer steil gegen das Meer abfallenden amphitheatralischen Bucht, zwischen zwei weit vorspringenden felsigen Vorgebirgen eingeschlossen erblickt. Den Besuch der Eremitagen mußte ich wegen Mangels an Zeit aufgeben, obwohl die freundlichen Häuschen, die wie Schwalbennester rebenumrankt am steilen Abhange zu kleben schienen, recht lieblich und einladend aussahen. Sie sollen zumeist von Russen bewohnt sein, unter ihnen befindet sich eine größere Kirche; fast jedes Häuschen hat jedoch

seine eigene, mit Kuppel versehene Kirche und ist von terrassenartigen Gärten umgeben.

Links von uns stieg nun das Kap St. George oder Papa Georgi, ein starrender, öder Felsblock, auf. Nachdem wir an diesem vorübergeritten waren, eröffnete sich vor meinen Augen ein feenhafter Blick! Tief, tief darunter, fast senkrecht zu meinen Füßen das blaue Meer in allen Nuancen vom lichtesten Türkis bis zum dunkelsten Kobalt, links die turmhohen Felsen von Papa Georgi und am Horizont die Halbinsel Longos und das Festland von Chalkidike; alles dies von einer Höhe von 700 m gesehen, von der Sonne beleuchtet, umgeben von üppigen, grünen Gebüsch, dazu der liebliche Sang der Vögel, welcher ein unbeschreiblicher Zauber!

Und weiter ging es an diesem lieblichen Abgrunde entlang, bis wir die Ostspitze der Halbinsel umgangen hatten und uns nun an der südlichen Küste oberhalb der Einsiedelei von Hagia Anna befanden. Von da führt ein unglaublich steiler Weg über Hagia Anna zur See in einer halben Stunde senkrecht durch Felsen und Geröll hinunter. Von Reiten ist da keine Rede, so stieg ich denn ab und stürmte, vom wachsamem Saptich gefolgt, hinunter. Mein Dragoman folgte mit Sagi Dimitri und der Bagage nach.

Nachdem wir zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatten, gelangten wir zu den Häuschen der Einsiedler. Freundschaftliche Häuschen am steilen Abhange mit frucht-

baren, wohlgepflegten Obst- und Gemüsegärtchen, wo das spärliche Erdreich durch Terrassen und Eskarpen auf diesem schroffen Felsen zurückgehalten wurde. Jetzt hatte ich auch die Kirche von Hagia Anna erreicht, wo wir uns ein bißchen ausruhen sollten und von wo aus ein Boot zur Weiterreise bestellt werden mußte. Ich drängte sehr vorwärts, weil ich hoffte, noch zum Mittagessen das Kloster Dionisios zu erreichen. Ich besichtigte also nur flüchtig die hübsche, freundliche, buntbemalte Kirche und wollte weiter. Doch so geht es im Byzantinischen Reiche nicht. Ich mußte noch den landesüblichen Kaffee und Glyko über mich ergehen lassen, mußte das endlose Fragen und Schwätzen der Mönche anhören. Das Boot sei noch nicht bereit, könne nicht so schnell fertig werden, ich solle doch etwas Kaffee nehmen, ob ich mich denn nicht im Zimmer ausruhen wolle, und trotzdem ich mich eher unfreundlich und ablehnend verhielt, mußte es nichts, man kam nicht weiter, es läutete Mittag, es begann leicht zu regnen, und noch immer kamen wir nicht weiter. Endlich riß mir doch die Geduld, ich ging davon zum Meeresufer, das ich in zehn Minuten erreichte. Mein Gefolge mußte mir wohl oder übel nachkommen, und so waren wir also am Strande bei den Booten, aber das Boot mußte noch zur Fahrt hergerichtet werden!

Endlich gegen halb 1 Uhr wurden wir flott.

Der Blick von der See auf Hagia Anna ist reizend. Wieder viele nette, malerische Häuschen, welche wie

Schwalbennester am Felsabhange hingeklebt scheinen und einen höchst originellen Eindruck machen.

Nach kurzer Fahrt erblickten wir vor uns eine Reihe der schönsten und mächtigsten Mönchsburgen des südlichen Athosufers. Zuerst St. Paul, welches etwas entfernter vom Ufer auf einer sanften Anhöhe steht und dadurch um so imposanter aussieht. Der Charakter einer Burg ist in diesem Kloster, überragt von einem mächtigen Turme mit Zinnen, ganz besonders ausgeprägt. Überhaupt sind die Klöster, die sich mir jetzt an diesem östlichen Teile der Südküste der Halbinsel zeigen, finsterner, weniger bunt und haben ein defensiveres Aussehen als die der Nordküste, sowie auch die Ufer des Meeres hier weniger freundlich und bewachsen aber ungemein romantisch sind.

Nach St. Paul erscheint St. Dionisios, St. Gregorios und im Hintergrunde erhebt sich majestätisch, alle anderen überragend, Simopetra.

Der Regen hatte aufgehört und die Junisonne war siegreich und warm hervorgekommen. Obwohl es nun bereits 1 Uhr war, hoffte ich doch im Kloster Dionisios ein Mittagsmahl zu finden und hegte den Wunsch, die goldene Bulle des Kaisers von Trapezunt, des Komnenen Alexius, von der Fallmerayer eine so ausführliche, interessante Beschreibung gibt, zu sehen.

St. Dionysios liegt auf einem schroffen Felsen über dem Meeresufer. In zehn Minuten hatte ich den steilen Weg zum Kloster erklimmt. Es war das erste zöno-

bische Kloster, welches ich betrat. Ich wurde von einem höchst unfreundlichen Mönch, dessen Gesicht durch ein gräßliches Feuermal entstellt war, mürrisch empfangen; doch nachdem ich wie gewöhnlich mein Zirkular-Empfehlungsschreiben vorgewiesen hatte, kam ein anderer Mönch, der mich mit der traditionellen athonischen Liebenswürdigkeit behandelte. Es erschien schwarzer Kaffee und Glyko, ein mageres Mahl für hungrige Mägen! Ich sagte sofort: der Grund meines Besuches sei der Wunsch, die goldene Bulle des Kaisers Alexius von Trapezunt zu sehen. Darob große Bestürzung des guten Mönches, es sei diese Bulle noch nie Fremden gezeigt worden, worauf ich entgegnete, es könne nicht richtig sein, da ich ausführliche Beschreibungen derselben in Büchern fremder Zungen gelesen habe. Darauf wurden noch mehrere Schwierigkeiten gemacht, doch als ich noch dringender bat, mich dieses kostbare Dokument ansehen zu lassen, ich wolle ja nichts abschreiben oder nur berühren, entfernte sich mein Mönch, indem er sagte, es müsse eine Sitzung behufs Besprechung meines Wunsches zusammen berufen werden, und er wolle sehen, was sich machen lasse. Nun wartete ich eine lange Zeit, während welcher ich immer hoffte, es werde etwas Eßbares erscheinen, doch vergeblich!

Endlich nach langem Warten erschien wieder der frühere Mönch in Begleitung eines zweiten, eine Rolle tragend. Sie hätten mir aus ganz besonderer Gnade die Erlaubnis erwirkt, die Bulle zu sehen, und brachten

mir sie nun her. Nachdem die zahlreichen Papiere entfernt worden waren, in welche es eingemacht war, erschien nun das kostbare Dokument in seiner grünen seidenen Hülle. Trotz der vorhergehenden großen Schwierigkeiten durfte ich nun damit so ziemlich nach Belieben hantieren. Es ist eine sehr lange (Fallmerayer sagt, sechzehn Fuß lange und eineinhalb Fuß breite) Rolle aus dünnem Pergament, ganz mit zirka drei Zentimeter hohen, mir Laien ganz unleserlichen Schriftzeichen bedeckt. Der Name des Kaisers, der sich im Text oft wiederholt, erscheint stets in Goldbuchstaben geschrieben. Die Bildnisse der trapezuntischen Majestäten Alexius und Theodora sind ziemlich grob ausgeführte Miniaturen, welche wegen der Kostüme und der Farbenbehandlung von großem Interesse sind, jedoch keinen künstlerischen Wert haben. Die Gestalten sind stilisiert und die Gesichter starr und ausdruckslos. Die beiden Insiegel, welche oberhalb des Textes rechts und links angebracht sind, haben ganz die Form und Dicke gewöhnlicher großer byzantinischer Goldmünzen und schienen mir die Art und Weise, wie sie mit starken Seidenfäden am Pergament befestigt sind, neueren Datums. Das Wunderbarste an dem Ganzen ist der außerordentliche Erhaltungszustand, in dem sich dieses über fünf Jahrhunderte alte Dokument befindet.

Nachdem ich nun meine Neugierde in dieser Richtung befriedigt hatte, wurde ich durch die übrigen Räume des Klosters geführt: Kirche, Bibliothek, Refektorium;

im letzteren waren große Haufen frischer Brotwecken aufgehäuft, wovon mein Dragoman und ich je ein Stück zum Andenken erhielten.

Nach drei Uhr verabschiedeten wir uns und gingen zum Hafen hinunter, wo wir das Boot bestiegen, welches uns nach Simopetra bringen sollte. Im Boote holte ich den Rest meines Reiseproviantes hervor, der in Käse, einer Büchse Schinkenkonserven und etwas Schokolade bestand, welche ich unter uns alle verteilte, dazu die auf St. Dionisios erhaltenen Brote und ein Schluck Kognak, und wir konnten getrost und befriedigt den kommenden Ereignissen entgegensehen.

Nach einer Fahrt von einer guten halben Stunde fuhr mein Boot in den kleinen Hafen von Simopetra ein. Am Hafen liegen ein Haus für die Boote und ein paar kleine Gebäude, darunter eine Herberge mit einer auf das Meer hinausragenden, weinumrankten Veranda, aus Holz gebaut, sehr wackelig und morsch, aber unendlich malerisch und heiter.

Beinahe senkrecht über dem Hafen in schwindelnder Höhe liegt das Kloster selbst. Das Wetter war prachtvoll geworden, die Nachmittagssonne brannte. Unter diesen Umständen war ich ganz entschlossen, den etwa eine halbe Stunde weiten Weg hinauf nicht zu Fuß zurückzulegen, lieber hätte ich in der recht unreinlichen Herberge übernachtet. Doch dazu kam es nicht. Die Mönche, welche am Hafen wohnten, konnten sich mittelst Sprachrohres mit dem Kloster verständigen und erklärten

sich bereit, mir auf diese Weise Maultiere von oben zu verschaffen. Es wurde also hinaufgerufen, doch dauerte es eine Weile, bis die Klosterbewohner auf den Ruf aufmerksam wurden.

Endlich erschien eine schwarze Gestalt, ebenfalls mit einem Sprachrohre bewaffnet, auf einer der oberen Galerien. Man möge uns drei Maultiere gleich herunter senden, „Polykala“ tönte die befriedigende Antwort aus dem oberen Sprachrohre herunter.

Nun wurden wir aufgefordert, hereinzutreten; sie wollten uns mit Kaffee, Glyko und Masticha laben, doch hatte ich diese Süßigkeiten in den letzten Tagen so oft genossen, daß ich einen förmlichen Ekel davor hatte, und während sich mein Gefolge daran labte, zog ich es vor, am Meeresufer im Schatten eines alten Maulbeerbaumes zu sitzen und dessen köstliche, dunkelrote und saftige Früchte zu genießen, welche nichts gemein haben mit den farb- und geschmacklosen Maulbeeren, welche in unseren Gegenden vorkommen.

Endlich nach langem Warten kamen die Maultiere und wir begannen den sehr steilen Aufstieg. Oben angelangt, stiegen wir ab, und ich wurde durch einen finsternen, aufwärts steigenden, engen Gang geführt, der am Fuße einer Treppe mündete, über die ich in den obersten Teil des Klosters gelangte.

Dort wurde ich in das Empfangszimmer für Fremde geleitet, worauf der unvermeidliche Kaffee und Glyko serviert wurde und der Abt selbst erschien, um

mich willkommen zu heißen. Er ist ein hagerer, sehr alt und gebrechlich aussehender, würdiger Greis, dessen Kleidung sich in nichts von der der anderen Mönche unterscheidet. Die Macht und das Ansehen eines solchen Abtes innerhalb des Klosters sind sehr groß und kein Mönch oder Laie nähert sich ihm, ohne vor ihm niederzuknien und ihm die Hand zu küssen. Er plauderte eine Weile mit uns ganz leutselig, dann wurde ich in die Kirche geführt, wo ich einen Mönch Namens Joaniki fand, der geläufig russisch sprach. Überglücklich endlich wieder jemanden zu finden, mit dem ich ohne Dragoman sprechen konnte, vertraute ich mich seiner Führung an und begann mit ihm eine detaillierte Besichtigung des ganzen Klosters.

Simopetra ist, wie ich bereits erwähnte, auf der Spitze eines steilen Felsfegels gebaut, und zwar so, daß der Gipfel des Felsens gleichsam in das Gebäude hineinragt und das Kloster infolge der Unregelmäßigkeit des Felsens an einzelnen Stellen nur mit einem Stockwerke an demselben ruht, an anderen Punkten jedoch bis siebenstöckig ist. Das Kloster ist schon mehreremal, und zwar das leztmal vor ungefähr zehn Jahren, gänzlich durch Feuersbrunst zerstört worden. Das Mauerwerk ist natürlich unversehrt geblieben, aber die zierlichen Holzgalerien, die sich längs der Fensterreihen eines jeden Stockes hinziehen, infolgedessen an gewissen Stellen sieben übereinander schwebende Reihen von Balkons bilden, was dem finsternen

Gemäuer der Mönchsburg etwas Bewohntes, Heimlicheres verleiht, mußten sämtlich erneuert werden.

Die innere Ausschmückung der Kirche ging ganz zugrunde; dieselbe ist gegenwärtig nur weiß getüncht und sehr einfach ausgestattet; auch die ganze Bibliothek wurde ein Raub der Flammen. Die gegenwärtig bestehende Bücherammlung ist nur aus einer geringen Anzahl Bücher, Geschenke und Anschaffungen der letzten Jahre, zusammengesetzt, doch genügt sie den Bedürfnissen des Klosters, da sich die Mönche wenig mit Lektüre befassen.

In der Bibliothek fand ich einen Mönch mit dem Einbinden von Büchern beschäftigt und bewunderte die hübschen, geschmackvoll und exakt gearbeiteten Einbände, die er geschaffen hatte. Durch alle sieben Stockwerke des Klosters mußte mich Vater Joaniki führen. Im untersten, der nur aus einem einzigen Raume besteht, befindet sich die Werkstätte des Klosterschuhmachers, ebenfalls ein Mönch.

Der Fels, auf dem Simopetra thront, ist mit dem dahinter liegenden hohen Berge durch einen Aquädukt verbunden, dessen malerische Bogen den Reiz des Bildes von weitem bedeutend erhöht. Leider wird jetzt im Kloster viel gebaut und hinzugefügt. Die eng zusammengedrängten Gebäude genügen nicht mehr den Ansprüchen des blühenden Klosters; es werden ein neues Refektorium, ein Spital und Wohnungen für mehr Mönche angebaut. Mögen diese neuen Bauten nicht dem ehr-

würdigen alten Felsenneſte ſeinen eigentümlichen, romantiſchen Charakter nehmen! Überall anders würde Simopetra nicht der Banaliſierung durch den Neubau entgehen, aber im Byzantiniſchen Reiche wird ja immer noch bei Bauten an alten Traditionen feſtgehalten, und ſelbſt das Neueſte ſieht dort nie ganz neu aus.

Ich beſtieg noch den Glockenturm und ſetzte mich dann auf dem oberſten Balkon oder äußeren Gang; dort war es herrlich schön. Das Ideal von dem, was Fallmerayer die «ſüße Schwärmerei» nennt. Alles ſo ſtimmungsvoll, ſo ruhig, ſo weltentrückt, ſo duſtig. Die Sonne war gerade im Untergehen, tief, tief drunten lag das Meer, ſtill und dunkelblau, in den Büſchen ſchmetterten Nachtigallen. Die Augenblicke, welche ich auf dieſem Balkon von Simopetra verlebte, waren reinſter Genuß und der Gipfelpunkt meiner ganzen Reiſe. Um ſieben Uhr wurde ich zum Abendeſſen gerufen. An demſelben nahmen teil außer mir und meinem Dragoman Vater Ioaniki und ein ruſſiſcher Mönch von athletiſcher Geſtalt, der ſchon längere Zeit auf Simopetra weilte, um griechiſch zu lernen. Die Mahlzeit, die uns vorgeſetzt wurde, war entſchieden die beſte, die ich auf Athos verzehrte. Zuerſt kamen Eier, dann ganz vorzügliche, gebackene Fiſche mit ſamosem Gurkenſalat. Die nächſte Speiſe war mir allerdings eine arge Enttäuſchung: es war eine große Schüſſel Makkaroni mit Tomaten, welche ſehr appetitlich ausſah, mit Käſe beſtreut, doch beim erſten Biſſen mußte ich die Gabel

hinlegen, sie waren mit zu entsetzlichem Fett bereitet und statt mit Parmesankäse mit Schafkäse bestreut!

Dann aber kam noch eine sehr gute süße Speise; Käse und Obst, das Brot und der Wein waren vorzüglich, und so stand ich im ganzen sehr befriedigt vom Tische auf.

Um 8 Uhr erklang der Simandron durch das ganze Kloster als Zeichen, daß der Abendgottesdienst beginne. Gewöhnlich müssen die Mönche täglich um Mitternacht in die Kirche, jedoch angesichts des morgigen Sonntags und der Oktav nach Pfingsten begann diesmal der Gottesdienst schon um 8 Uhr abends und sollte die ganze Nacht dauern und das Amt am Sonntag morgens denselben fortsetzen! Ich plauderte noch lange mit dem russischen Mönche, der als Gast eine weniger strenge Observanz befolgte. Dann begab ich mich auf den Balkon, ergözte mich an dem herrlichen Anblick des Meeres und der Felsen in den Strahlen des Mondes gebadet und lauschte dem Gesange der Nachtigallen.

Es wurde mir schwer, mich von der lauen Mondnacht zu trennen, um eine zweifelhafte Nachtruhe zu suchen. Und in der That, meine bösen Ahnungen verwirklichten sich. Das Lager, welches man mir auf einem Divan im Empfangsalon bereitet hatte, erwies sich als eine Folterbank, auf welcher ich nur gegen Morgen, als sich meine Peiniger an meinem Blute gesättigt hatten, vor Müdigkeit auf ein paar Stunden

einschlief. Bei meinem Erwachen nach 5 Uhr fand ich die Landschaft ganz verändert. Der Himmel war umwölkt, das Meer stürmisch und hatte seine schöne Farbe verloren, ein kühler Wind wehte, und es drohte zu regnen.

Unter diesen Umständen fand ich es geraten, sobald wie möglich aufzubrechen, um vor einem etwaigen Sturme Daphne oder St. Panteleimon zu erreichen. Ich verabschiedete mich von dem guten Abte, die übrigen Mönche waren noch in der Kirche.

Nun ging es wieder mit Maultieren bergab zum Hafen, wo ein Boot für uns flottgemacht wurde. Beim Verlassen des Hafens feuerte mein Saptich seinen Abschiedsschuß ab, worauf der eine Mönch der Hafenherberge, ein Spaßvogel, seine Flinte herbeiholte und ebenfalls mit einem Schuß antwortete.

Indessen hatte sich der Wind gelegt, und in einer guten halben Stunde legten wir bei Daphne an. Dort hatte mein Dragoman unsere Teskerés, ohne welche man im Türkischen Reiche absolut nicht reisen darf, deponieren lassen. Ich gab unzählige Ansichtskarten von Athos, welche ich aus Salonich mitgebracht hatte, auf der russischen Post auf. Dann begaben wir uns wieder in unser Boot und ließen uns zu dem wieder etwa eine halbe Stunde entfernten russischen Kloster St. Panteleimon, auch „Russikon“ genannt, rudern, wo wir gegen 9 Uhr ankamen. Der Anblick von St. Panteleimon von der Seeseite ist der denkbar häßlichste

und uninteressanteste. Das Kloster selbst verbirgt sich hinter einem kolossalen Neubau, welcher einem Fabriksgebäude gleicht und verschiedene Unternehmungen des Klosters sowie wirtschaftliche Räume enthält. Beim Eintritt in das Kloster übergab ich die Empfehlungsschreiben, welche ich von der russischen Gesandtschaft in Athen erhalten hatte, und wurde in ein freundliches Fremdenzimmer geführt. Da glänzte alles von Sauberkeit und Ordnung. Auf den neuen und reinlichen Divans ließe sich gut ruhen und wahrscheinlich ohne Ruhestörung durch Ungeziefer, aber wie prosaisch und uninteressant waren diese frisch getünchten Gänge, diese frisch lackierten Boiseries, diese lichten Zimmer mit den neuen, weißen Vorhängen und neuen mit Cretonne überzogenen Möbeln. Der Blick aus dem Fenster fiel auf einen wohlgepflegten Garten, aber welch ein Unterschied mit der wilden Romantik von Simopetra!

Diesmal wurde Tee und Eingefottenes serviert, eine angenehme Abwechslung; dann erschien auf der offenen Galerie, welche vor meinem Fenster vorbeiging, die schwarze Gestalt eines älteren Mönches, der sich als Vater Xenophon, welcher früher Fürst Wajemsky hieß, zu erkennen gab.

Ich hatte schon viel von ihm gehört und freute mich sehr, ihn kennen zu lernen. Er war zweimal verheiratet gewesen, hatte Weib und Kinder verloren und hatte sich ins Kloster zurückgezogen, nachdem die

Welt für ihn keinen Reiz mehr hatte. Seine einzige Freude waren mathematische Studien, denen er sich hier im Kloster nach Wunsch widmen durfte.

Vater Kenophon hatte auch nebenbei die Aufgabe, sich der Fremden anzunehmen und ihnen die Honneurs des Klosters zu machen. Da es Sonntag war, schlug er mir vor, zuerst dem Gottesdienste beizuwohnen, dann wolle er mir das Innere des Klosters zeigen. Diesen Vorschlag nahm ich mit Freuden an. — Die Hauptkirche von St. Panteleimon ist von außerordentlichem Reichtume und ist die Fülle der Vergoldungen beinahe erdrückend. Es wohnte eine sehr zahlreiche Assistenz dem Gottesdienste bei, fast lauter russische Bauern in Fuchstiefeln und Kasan. Es waren zumeist Pilger oder Bedienstete des Klosters. Ich wurde zu einem Ehrenplatze beim Altar geführt und konnte der geistlichen Handlung, welche leider ihrem Ende nahte, aus nächster Nähe folgen.

Der Abt, Archimandrit Andrei, umgeben von zahlreichen Geistlichen, zelebrierte die Messe. Die Gesänge, welche den Gottesdienst begleiteten, waren wunderschön und die Messgewänder, bei denen an diesem Tage die grüne Farbe vorherrschte, strotzten von Gold und waren wie auch die sonstigen zum Kultus gehörigen Gegenstände von einem Reichtume, der mir alles, was ich derartiges in Moskau und Petersburg gesehen hatte, zu übertreffen schien, aber alles ganz funkelnd, neu, zumeist Geschenke der kaiserlichen Familie. Ganz

besonders wurde ich auf ein Heiligenbild, den heiligen Panteleimon darstellend, aufmerksam gemacht, das ein Geschenk des Kaisers Nikolaus II. ist. Der Heilige selbst war in Email ausgeführt, die Einfassung überaus prunkvoll aus ziselirtem Golde mit Emailverzierungen. Das Ganze, eine Arbeit von Glebnikoff aus Petersburg, nicht besonders geschmackvoll, verdient jedoch, was Ausführung und Feinheit der Arbeit betrifft, die höchste Anerkennung. Vater Xenophon zeigte mir nach der Messe noch einige Lokalitäten und Gemälde, dann führte er mich in den Empfangsalon, wo ich dem Archimandriten Andrei vorgestellt werden sollte. Der Salon ist ein sehr großer, lustiger Raum mit zahlreichen Fenstern an drei Seiten. Die Dekoration des Raumes ist sehr licht gehalten, weiße Spitzenvorhänge umkleiden die Fenster, Blumentische mit Pflanzen stehen herum, an den Wänden hängen Gemälde, Lithographien und Photographien, zumeist Porträts von orthodoxen Potentaten, Fürstlichkeiten, Bischöfen, und Heiligenbilder. Der Boden des Saales ist spiegelglatt, lichtbraun lackiert, rings um den Raum stehen rote Samtkanapees, Fauteuils und Stühle, in der Mitte ein rundes, ebensolches Sofa, lauter Möbel aus den fünfziger Jahren.

Außer mir waren noch zwei Gäste, ein eleganter bulgarischer Herr mit einem Ordensbändchen, und ein Architekt aus Odessa. Beide waren in eleganter Salontoilette erschienen, ich mußte wohl oder übel in meinem

sehr abenteuerlichen Reisekostüm bleiben, da ich nichts anderes mithatte. Außerdem war noch eine größere Anzahl Mönche anwesend; wir saßen alle in einer Reihe längs der Wand und warteten.

Es wurde Tee und Eingefottenes serviert. Da endlich erschien der Archimandrit. Alles erhob sich und küßte ihm die Hände.

Wir wurden ihm vorgestellt; er setzte sich auf das Sofa und plauderte mit uns. Er ist ein sehr corpulenter Mann von hohem Wuchse mit großem grauen Barte; er sieht schon sehr alt und schwach aus und soll auch kränklich sein. Er trägt ein schönes goldenes Pectorale an goldener Kette. Er ist ein freundlicher alter Herr, dessen Reden stets mit frommen Worten und Gebeten vermischt sind.

Ab und zu kam ein Mönch, um die Befehle des Archimandriten für irgend etwas einzuholen; dabei kniete der betreffende Mönch stets nieder und küßte dem alten Herrn die Hand. Nachdem wir längere Zeit geplaudert hatten, wurde das Essen angefragt, und wir wanderten in den Speisesaal, der sich unter dem Empfangssaale befand.

Obwohl St. Pantaleimon wie alle russischen Klöster Zönobe ist, so ist der Abt mit den Spitzen der Klostergeistlichkeit und seinen Gästen nicht im allgemeinen Refektorium. Das Mittagsmahl unterschied sich von den Mahlzeiten in den griechischen Klöstern dadurch, daß es sehr schön und sauber serviert war, auch war in der

Wahl, Reihenfolge, Anzahl und Zubereitung der Speisen eine gewisse Präention bemerkbar, aber vielleicht eben deshalb kam es mir ebensowenig schmachhaft vor, ja es blieb sogar hinter dem Essen auf Simopetra weit zurück. Auch war mit ebenso schlechtem Fett gekocht, wie überall auf Athos.

Nach dem Essen führte uns der Archimandrit noch in seine Privatgemächer und gab jedem von uns Fremden Geschenke zum Andenken, unter anderen auch ein im Kloster selbst verfertigtes Muttergottesbild. Bevor er mir das meinige einhändigte, fragte er Vater Xenophon: „Kann man es ihm geben?“ worauf ihn dieser beruhigte, ich sei ein Katholik, der ja die Muttergottesbilder auch in hohen Ehren halte. Nun verabschiedeten wir uns vom Archimandriten, und Vater Xenophon begann mit mir den Rundgang durch das Kloster. Zuerst sahen wir das riesige Refektorium, wo über tausend Mönche täglich abgespeist werden, von da gingen wir durch eine Allee von rosa und weiß reich blühendem Lorbeer in ein Nebengebäude, wo sich die sehr reiche, große Bibliothek befindet, dann zur alten griechischen Kirche, dann zum häßlichen großen Gebäude am Meeresufer, wo ich das große Krankenhaus und die Malerschule besichtigte. Letztere ist ein sehr löblicher Versuch, die athonische Kunst zu heben und zu entwickeln, jedoch bisher mit sehr ärmlichen Resultaten. Mit der steifen, hierarchischen, byzantinischen Manier ist zwar gebrochen worden, aber bis zu einer freien,

selbständigen Auffassung haben es die guten Mönche nicht gebracht.

Dann bat ich Vater Xenophon, mich noch zu einer Einsiedelei zu führen, die sich in der Nähe befinden sollte. Das tat er sehr bereitwillig. Leider konnten wir den Einsiedler nicht sprechen, da er sein Nachmittagschläfchen machte, aber der Garten war sehr nett und gut gehalten und meine theologischen Gespräche mit Vater Xenophon äußerst interessant, so genoß ich meinen Spaziergang ungemein. Kaum ins Kloster zurückgekehrt, wurde ich zum Nachmittagstee im Empfangssaal gerufen und nach dem Tee sagte man mir, das Boot sei bereit, um mich und die anderen Herren nach Daphne zu führen, wo der russische Dampfer bald ankommen müsse, mit dem ich nach Salonich zurückkehren wollte.

Nachdem ich herzlichen Abschied von Vater Xenophon und den anderen Mönchen genommen hatte, fuhren wir davon.

Vater Païssi begleitete uns. Es war drei Uhr nachmittags. Die Junisonne brannte heiß. In Daphne war eine unglaubliche Menge von russischen Pilgern zusammengeströmt, meist arme Leute, die im sehr primitiven Gasthause überall herumlagen und ausruhten, bis der Dampfer kam, der sie nach Odessa führen sollte. Vater Païssi proponierte mir, ein Seebad zu nehmen, was ich mit Freuden annahm, da es sehr heiß war und ich mich bereits vier Tage nicht recht gewaschen hatte.

Das Wasser war herrlich klar und warm; am romantisch zerklüfteten Ufer tauchten weißbärtige Mönchsgestalten auf, die sich so wie greise Meeresgottheiten auf den Felsen herumlagerten.

Vom Mittelalter glaubte ich mich in das graue, mythologische Altertum versetzt! Doch nicht lange währte diese Illusion, denn das russische Schiff *Nzow* dampfte bereits heran; da hieß es sich geschwind ankleiden und Abschied nehmen von der gastlichen Halbinsel, wo ich leider nur vier Tage der Weltabgeschiedenheit und der reinsten Naturgenüsse verbracht hatte, die mir unvergeßlich bleiben werden.

Auf dem Schiffe traf ich eine sehr nette englische Familie, mit der ich gleich bekannt wurde, einen vornehmen Türken mit seinem Harem, Juden, russische Pilger zc. Das Schiff war sehr rein, das Essen recht gut, das Bett — unbewohnt, Dinge, deren Wert ich jetzt zu schätzen gelernt hatte.

Nach dem Essen begab ich mich auf Deck und sah mit Wehmut den stolzen Athoskegel schon in grauer Ferne, nur mehr ein Phantom. Am nächsten Morgen war ich schon wieder im Hotel Colombo in Salonich, um eine schöne Erinnerung reicher.

Weixelstein, Weihnachten 1902.

NARODNA IN UNIVERZITETNA
KNJIŽNICA



00000510935

